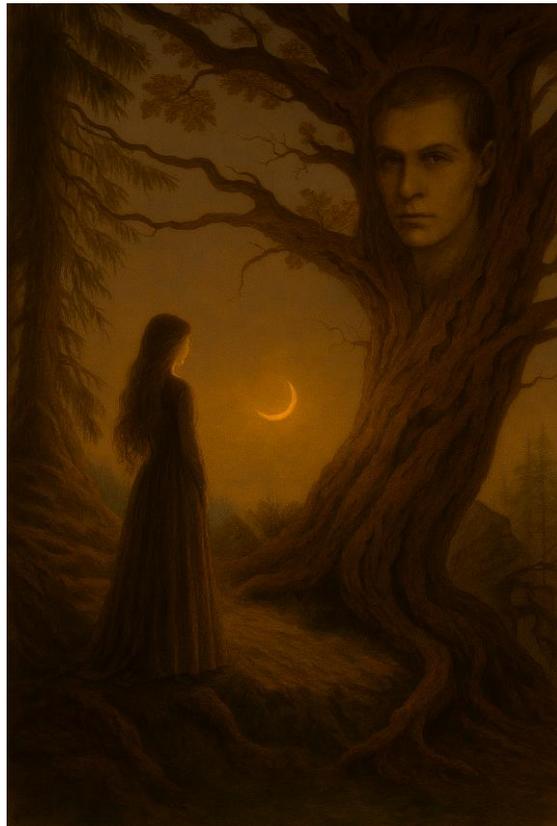


Denis CLARINVAL

NOCTURNES



RÄLUDIUM

VOM FREMDEN

Ein Turm am Rande des Dorfes, ein Besucher klopft an die Tür und wartet, plötzlich öffnet sich die Tür...

DER WÄCHTER:

Lieber Freund, du bist einmal mehr bis an die Schwelle dieses Turmes gelangt: es liegt an dir, sie zu überschreiten. Verweile an diesem Ort, solange es dir gefällt, und sei unbesorgt: es gibt hier keine Fallen, keine Gespenster, keine verschlossene Tür, die deinem Blick das versagen könnte, was man nicht sehen kann. Ich lege dir diese weisen Worte ins Ohr: von all dem, was man hier sieht, ist nur wenig wirklich da, und von dem, was da ist, zeigt sich nur wenig dem Blick. In dieser Dunkelheit ist das Licht unnütz: alles scheint sich zu vermischen, und es liegt an dir, zu unterscheiden, was unterschieden werden muss. Die Zeit ist eingeknickt in den Falten der Vorhänge und den Rissen der Möbel; da bist du nun, »Igitur«, verloren in der Treppe, wo sich die geringsten Gewissheiten entziehen: alles ist wie an jenem Morgen, und doch gleicht nichts mehr dem andern. Die Dinge kommen zu uns: sei geduldig, und sie werden ihren eigenen Wegen folgend zu dir kommen. Lass dich vom Weltganzen durchdringen, statt es zu ergreifen und nur seine Schatten zu fassen. Lass deine Vernunft an der Schwelle zurück: sie wird warten, bis du zurückkehrst, um sie nach Belieben zu gebrauchen. Eines noch zum Schluss: was verschieden ist, ist identisch, und doch ist niemals etwas dasselbe...

DER BESUCHER:

(Er wirkt sehr überrascht von den Worten des Wächters und zögert einen Augenblick, bevor er antwortet...)

Lieber Freund, Wächter dieses Ortes, ich verstehe euch nicht, eure Worte sind so fremdartig. Ich komme in der Tat, einmal mehr, um dieses erhabene Werk zu bewundern, das ein Künstler im Erdgeschoss des Turmes niedergelegt hat. Versteht mich, lieber Freund: ich werde seiner niemals müde, es zu betrachten, dieses Werk ist – wie soll ich sagen?

DER WÄCHTER:

Aber ihr habt es selbst gesagt, lieber Freund: es ist erhaben, ein Lobpreis der Schönheit, etwas

heute so Seltenes, da doch die Schönheit verloren geht, nicht wahr, sie vergeht im Banalen, im Grau des Alltags. Genau das ist es, was ihr denkt – irre ich mich?

DER BESUCHER:

(Er wirkt erleichtert durch die Worte des Wächters, der durch sein Lob dem Glanz dieses Werkes noch hinzufügt, so selten, vielleicht einzigartig...)

Aber ihr habt vollkommen recht, mein lieber Freund, und doch verstehe ich eure Worte von vorhin nicht: «Was verschieden ist, ist identisch, und doch ist niemals etwas dasselbe...» Das war wohl, so nehme ich an, ein Scherz, Worte, um mich zu überraschen, vielleicht sogar zu verwirren...

DER WÄCHTER:

(Er blickt ihn einen Augenblick lang fest an, nimmt plötzlich einen ernsten, beinahe feierlichen Ausdruck an und ergreift dann das Wort...)

Ein Scherz? Aber, mein lieber Freund, da irrt ihr euch gewaltig, ich scherze niemals mit dem, was uns entgleitet: dem Fremden, dem Geheimnis – versteht ihr? Das ist viel tiefer als das Erhabene, glaubt mir, das Unfassbare, das Unsagbare, das dem Blick entflieht, wenn er nicht getragen wird, hinein in das Herz der Dinge. Der geschickteste aller Maler erreicht solches nicht, oder er verbirgt es in den Falten seines Werkes; und doch schaut man hin und sieht es, an der bloßen Haut der Dinge, nicht verborgen und doch nicht sichtbar...

DER BESUCHER:

(Er weicht einen Schritt zurück, beunruhigt, seine Augen verweilen auf den Wänden, als ob sie aufbrechen wollten, um ein Geheimnis preiszugeben. Er spricht leiser, fast zu sich selbst.)

Ihr sprecht vom Fremden wie von einem Reich, das hinter dem Schein verborgen liegt, aber ich bin mir nicht sicher, ob ich mich dorthin wagen möchte. Dieses Werk, das ich betrachte – ihr wisst es –, es beruhigt mich, es tröstet mich sogar in seinem Glanz. Es gibt mir zu denken, zu träumen vielleicht. Ich verliere mich darin mit Sanftmut. In seiner Schönheit liegt keine Falle, kein Hinterhalt. Und ihr, ihr ladet mich nun ein, meine Vernunft an der Schwelle zurückzulassen, das Licht beiseite zu schieben, aufzugeben, was sichtbar ist...

(Er dreht sich halb um, als wolle er das unsichtbare Werk außerhalb der Szene bezeichnen.)

Sagt mir, warum sollte man das Erhabene verlassen? Ist es nicht schon viel, es erschaffen zu haben, und noch mehr, es zu erkennen? Warum sollte man darüber hinausgehen? Liegt nicht im, was man das Erhabene nennt, genug Schatten und Tiefe, um uns zu genügen?

(Er verharrt in Schweigen, mustert den Wächter mit einer Mischung aus Herausforderung und Erwartung.)

Oder soll ich verstehen, dass das, was ich zu sehen glaube, nur ein Schleier ist, den das Werk selbst ausbreitet, um mich davor zu bewahren, dem zu begegnen, was es übersteigt? Ist das das Fremde: nicht das, was nicht da ist, sondern das, was da ist, ohne sich zu zeigen, was hinter dem Glanz fortbesteht?

DER WÄCHTER:

(Er bleibt unbewegt, der Blick auf den Besucher gerichtet, ohne Feindseligkeit, ohne Mitleid, als beobachte er eine Häutung im Gange.)

Ihr habt recht, vom Spiegel zu sprechen, doch was ihr dort zu sehen glaubt, ist nicht das Werk, sondern ihr selbst. Denn was man gewöhnlich Erhabene nennt, ist das, was nicht erzittern lässt. Es erhebt uns, ja, aber ohne uns zu brechen. Es tröstet, es ordnet. Es verklärt das Sichtbare. Doch das Fremde tröstet nicht. Es bringt die Dinge aus dem Einklang.

(Er tritt langsam näher, seine Stimme verdunkelt sich, als sänke sie in einen Brunnen.)

Es stimmt, dass das Werk, das ihr liebt – und ihr liebt es, daran zweifle ich nicht –, euch einen Raum eröffnet. Aber dieser Raum ist vermessen: das Licht fällt wohlgeordnet, die Konturen sind klar, die Gestalten lesbar. Es lässt euch unversehrt, im Grunde. Es ruft euch nicht aus euch selbst heraus. Doch was ihr zu sehen verweigert, was ihr das Unentzifferbare nennt, das ist hier, ringsum, innen, darunter.

(Er hebt eine Hand und streift die Wand, als zeige er auf etwas anderes als das, was er berührt.)

Das Erhabene bekleidet die Dinge. Das Fremde hingegen entkleidet sie. Es legt das Bild frei, bis es nichts mehr ist als ein Beben, ein Schrecken vielleicht, eine Öffnung, die nirgends hinführt – und gerade dort beginnt es. Keine Apotheose hier, kein Gipfel. Nur die Schwelle, immer neu zu überschreiten.

(Er verstummt. Dann mit fast sanfter Stimme.)

Ihr seid gekommen, um ein Werk zu sehen. Ich lade euch ein, in das einzutreten, was euch ansieht.

DER BESUCHER:

(Er senkt einen Augenblick die Augen, dann beginnt er, einige Schritte im Raum zu gehen, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, als wolle er die innere Bewegung verlangsamen, die

ihn durchzieht.)

Eure Worte, Wächter, beunruhigen mich mehr, als ich zugeben möchte. Ich habe mich immer am Rand des Geheimnisses gehalten, ohne hineinzuspringen. Ein erhabenes Werk zu betrachten, das war schon genug: es reichte, um mich der Langeweile der Tage zu entreißen, mich über das Getümmel zu erheben. Es machte mich beinahe zum Menschen.

(Er wendet sich langsam um, die Stimme etwas heiser.)

Aber was ihr sagt, was ihr andeutet, das heißt doch, dass all dies vielleicht nur ein Dekor ist, ein Theater der Oberfläche. Und dass das, was ich für Tiefe halte, nur ein geschicktes Schattenspiel auf einer Wand ist. Ist es also das, was ihr das Fremde nennt? Dieser Augenblick, in dem sich die Evidenz entzieht, in dem das, was mir gewiss schien, brüchig wird, porös, flüchtig?

(Er tritt näher an den Wächter heran, näher als je zuvor, wie gegen seinen Willen angezogen.)

Aber... wenn dem so ist, wie soll man da keine Angst haben? Suchen wir nicht alle nach Klarheit? Nach etwas, das sich verstehen lässt, etwas Festem, Benennbarem. Und wenn alles zum Beben wird, wenn alles schwankt... was bleibt uns dann? Wie in einer Welt leben, in der nichts mehr gewiss ist, in der die Formen nicht mehr standhalten? Wo sogar die Schönheit, dieses Werk, das ich bewundere, vielleicht nur eine Maske ist?

(Er macht eine Pause, dann mit einem Rest von Herausforderung in der Stimme.)

Oder... bin ich es, der diese Maske trägt? Ist es das, was ihr mich sehen lassen wollt?

DER WÄCHTER:

(Er weicht nicht zurück. Er hört zu. Sein Schweigen ist dicht, beinahe feierlich. Dann neigt er kaum merklich den Kopf, wie man es vor einem Geständnis tun würde.)

Ihr habt soeben das richtige Wort ausgesprochen: Maske. Und wenn alles tatsächlich dort begänne – nicht bei dem, was man sieht, sondern bei dem, was man zu sehen glaubt? Wir legen auf die Dinge einen Blick, der sie zähmt, der sie benennt, der sie einrahmt. Aber die Dinge selbst verlangen nichts. Sie brauchen unseren Blick nicht, um zu sein. Sie stehen im Dunklen, im Undurchsichtigen.

(Er geht einige Schritte zu einer Luke, wo das Licht schräg auf eine nackte Mauer fällt.)

Seht ihr... auch das ist eine Illusion, die man uns allen eingepägt hat: dass die Welt sich dem offenbart, der sie befragt. Doch die Befragung ist heute zur Gewalt geworden. Das Denken ist zum Werkzeug geworden. Wir hören nicht mehr zu. Wir reißen heraus. Wir messen. Wir

ordnen. Wir modellieren.

Und in diesem Wissensrausch, in dieser Raserei, alles lesbar zu machen, haben wir dem Wirklichen ein Leichentuch der Gewissheit umgelegt.

(Er wendet sich langsam zum Besucher um, und seine Stimme wird fast schmerzlich.)

Das Fremde? Es ist nicht das, was fern liegt. Es ist das, was wir überdeckt haben. Die Wissenschaft – ich spreche hier nicht vom Verlangen nach Verstehen, das edel ist, sondern vom Imperialismus der Berechnung – hat das zum Schweigen gebracht, was in der Welt nicht auf ihre Fragen antwortete. Was sich der mathematischen Sprache entzog, erklärte sie für stumm. Was nicht in ihre Raster passte, wies sie zurück als irrational, als undenkbar.

(Er verharrt, wie am Rand eines Abgrunds.)

Doch das Fremde ist weder irrational noch undenkbar. Es ist das, was widersteht. Was bleibt, trotz allem. Es ist ein Flüstern unter den Zahlen. Ein Riss im Licht. Ein uralter Geruch in einem geschlossenen Raum. Ein Zweifel, der nicht erlischt.

(Er heftet den Blick erneut auf den Besucher, eindringlicher.)

Ihr seid hierhergekommen, um zu bewundern. Ich aber lade euch ein, gesehen zu werden.

Nicht von mir. Von dem, was in diesem Turm nicht gemessen, nicht gedacht, nicht auf etwas anderes reduziert werden kann als auf sich selbst.

DER BESUCHER:

(Er bleibt lange unbeweglich. Er blickt um sich, doch diesmal ohne zu suchen. Es ist nicht mehr die Schönheit, die er betrachtet, sondern die Leere, die sie nicht erfüllt. Seine Stimme, als sie sich erhebt, ist langsamer.)

Ihr sagt, die Welt schweige unter unseren Instrumenten... dass wir sie zum Schweigen gebracht haben, ohne es zu wissen. Ich höre euch. Und etwas in mir, ja, stimmt wider Willen zu. Doch ich kann nicht umhin zu fragen: was bleibt uns dann? Wenn wir nicht mehr glauben können an das, was wir sehen, wenn selbst die Wissenschaft nur ein Netz wirft über das, was uns entgleitet – was bleibt uns dann?

(Er geht einige Schritte, langsam, als suchte er einen Ausgang in einem Raum ohne Türen.)

Ihr sprecht von einem Flüstern, von einem Hauch, von einem Riss... aber wie soll man im Riss leben? Wie soll man das bewohnen, was weder Form noch Namen gibt? Ich bin kein Dichter. Ich bin ein Mensch. Und die Menschen, das wisst ihr, brauchen Stufen, Umrisse, Namen für die Dinge...

(Er bleibt stehen und erhebt einen unsicheren Blick zum Wächter.)

Ist es das, was ihr vorschlagt? Ein Leben ohne Boden, ohne Dach, ohne festes Licht? Eine Welt, die man nicht mehr bewohnt, sondern die uns durchweht wie ein unbekannter Wind?

(Er scheint ebenso sehr zu sich selbst wie zum Wächter zu sprechen.)

Ich habe lange geglaubt, das Erhabene sei das Höchste, was der Mensch erreichen könne. Doch was ihr sagt... es ist wie ein Feuer unter der Schönheit. Etwas, das grollt, schweigend, hinter den Formen. Und ich weiß nicht, ob es mich anzieht... oder erschreckt. Vielleicht beides.

DER WÄCHTER:

(Er tritt nicht weiter vor. Er spricht mit leiser Stimme, fast so, als rezitiere er etwas Altes.)

Ihr fragt, was bleibt... Es bleibt das, was in den einfachsten Dingen ihrer Funktion entgleitet.

Was bleibt, trotz des Gebrauchs. Was zittert, selbst in der Regelmäßigkeit.

(Er greift langsam in die Tasche seiner Weste und zieht eine kleine silberne Taschenuhr hervor, alt, angelaufen. Er hält sie geöffnet in der Handfläche.)

Seht.

(Er reicht dem Besucher die Uhr, ohne Nachdruck. Sie schlägt sanft, in gleichen Abständen, doch man spürt bereits etwas Verschobenes, etwas unmerklich Falsches.)

Hier ein Gegenstand wie tausend andere. Eine Uhr. Sie zeigt die Stunde. Sie misst, was wir Zeit nennen. Sie beruhigt. Sie sagt: «Hier bist du. Das hast du zu tun. Dies ist der Augenblick, und dies der nächste.» Aber... hört genau hin.

(Er tritt näher und lässt das Ticken hörbar werden, ganz nah an der Stille. Dann spricht er, die Augen auf die Uhr geheftet.)

Sie schlägt, ja. Aber nicht mehr ganz. Sie stockt. Sie verschiebt. Manchmal wiederholt sie einen Schlag. Dann geht sie weiter. Die Zeit fließt hier nicht mehr. Sie gleitet. Sie kehrt zu sich zurück. Sie verirrt sich.

(Er schließt sanft den Deckel der Uhr.)

Es ist keine Panne. Es ist keine mechanische Störung. Ich habe sie tausendmal reparieren lassen, doch es kehrt immer wieder. Nicht der Gegenstand ist das Fremde. Es ist das, was er trotz sich selbst durchlässt.

(Er reicht die Uhr dem Besucher.)

Nehmt sie. Hört. Und fragt euch: Wer braucht es, dass die Zeit gerade, regelmäßig, messbar

ist? Wer, wenn nicht der, der es nicht erträgt, dass die Welt ohne Markierungen sei?

(Er schweigt. Dann, mit noch leiserer Stimme.)

Das Fremde beginnt oft so. In dem, was selbstverständlich hätte sein sollen, und das sich plötzlich widersetzt.

DER BESUCHER:

(Er nimmt die Uhr, aber nur mit den Fingerspitzen, sichtbar zurückhaltend, als könne sie ihn verbrennen. Er lauscht. Der unregelmäßige Schlag beunruhigt ihn. Er möchte sie zurückgeben, wagt es aber nicht sofort. Er spricht schwer.)

Aber... das ist doch nur ein... eine Störung, nicht wahr? Ein kleiner Defekt. Eine alte Feder, die ermüdet. Nichts weiter. Ich... ich sehe nicht, worin... worin das... bedeutsam sein sollte. Die Zeit... die Zeit misst man doch trotzdem.

(Er hebt den Blick, sucht die Zustimmung des Wächters, findet aber nur ein konturloses Schweigen. Er fährt schneller fort, als fliehe er vor seinem eigenen Gedanken.)

Man hat sie schon immer gemessen, mit Zifferblättern, Sanduhren, Wasseruhren, dann... dann Uhren, Taschenuhren, Satelliten. Es muss doch... es muss doch etwas... halten. Dass man weiß... wo man ist. Was kommt. Was vorher war. Es ist wie die Schönheit... wie das Erhabene. Man definiert es, man umreißt es. Das ist, was Kant... was Kant sagte. Eine... eine regulative Idee, glaube ich, oder so etwas...

(Er bricht ab. Er senkt den Blick auf die Uhr. Sie schlägt immer noch, aber nichts ist mehr regelmäßig in diesem Ton. Er hört ihn jetzt wie einen Atem, der stockt, der zögert, der sich entfernt.)

Aber hier... dieser Schlag... ich weiß... ich weiß nicht mehr. Da ist... wie ein Raum zwischen den Sekunden. Eine Leere.

(Er hält die Uhr mit beiden Händen hin, als wolle er sie nicht mehr behalten, fast panisch.)

Nehmt sie zurück. Ich glaube... ich glaube, ich habe... zu viel gehört.

DER WÄCHTER:

(Er nimmt die Uhr nicht zurück. Er lässt den Besucher sie halten, auch mit ausgestreckten Armen. Er spricht langsam, als müsse jedes Wort eine unsichtbare Schicht durchdringen.)

Nein...

Du hast nicht zu viel gehört. Du hast... gerade genug gehört.

(Er tritt kaum einen Schritt näher. Seine Stimme ist leiser, aber auch weiter – als käme sie von

weiter her als er selbst.)

Das Fremde... lässt sich nicht sagen. Es nähert sich. Und wenn es sich nähert, beginnen die Worte zu zittern, wie Blätter am Rand eines Feuers. Dann spricht man, ja... aber schräg, im Hohlraum, im Kreis.

Nicht um zu beschreiben. Um nicht zu fliehen.

(Er hebt langsam eine Hand, als wolle er etwas in die Luft zeichnen, aber seine Hand bleibt geöffnet in der Schweben.)

Es gibt Orte... wo das Reale nicht mehr hält. Gegenstände... die sich erinnern an das, was sie nie waren. Augenblicke... außerhalb der Zeit, gesprungen, aufgehoben, wie Tropfen, die nicht fallen. Gesichter... die euch anschauen vor eurer Geburt.

(Er geht einige Schritte, die Augen halb geschlossen, spricht fast zu sich selbst.)

Das Fremde hat keine Gestalt. Aber manchmal nimmt es eine Stimme an. Oder einen alten Geruch. Oder es berührt euch im Traum. Oder durch das Geräusch einer Tür, die sich öffnet, obwohl niemand da war.

(Er kehrt zum Besucher zurück, der kaum merklich zittert, aber sich nicht bewegt. Er legt sanft die Hand auf die Uhr, ohne sie zu nehmen.)

Es ist nicht die Welt, die fremd wird. Es bist du, der aufhört, sie zu fassen. Dann kommt sie. Und was kommt, gleicht nichts von dem, was du kennst. Es ist dünner als eine Erinnerung. Weit größer als ein Abgrund. Es ist da. Und es ist nicht da.

(Er schweigt. Lange Stille. Dann, wie ein Hauch.)

Du trittst ein. Oder du trittst zurück. Aber wenn du eintrittst, dann... suche keine Konturen mehr.

DER BESUCHER:

(Er bleibt einen Moment wie erstarrt, die Uhr immer noch in seinen Händen. Aber es ist nicht mehr sie, die er betrachtet – es ist etwas, das ihn umgibt, ein wenig größer als der Raum, ein wenig weiter als die Wände. Seine Augen füllen sich. Er spricht kaum.)

Ich spüre... ich könnte es nicht sagen... aber etwas... hat sich verändert. Alles scheint noch an seinem Platz. Und doch... nein. Als ob der Boden... atmete. Als ob die Schatten... mich beobachteten. Nicht feindlich. Nicht einmal anwesend. Aber... da. Da ohne da zu sein. Ist es das, was ihr... fremd nennt?

(Er hebt langsam die Augen zum Wächter, doch es ist nicht mehr ganz der Blick eines Suchenden: es ist ein Blick, der wahrnimmt ohne zu begreifen, der sieht ohne zu fassen.)

DER WÄCHTER:

(Er neigt den Kopf ganz leicht, wie man auf ein Geheimnis antwortet.)

Du benennst das Fremde nicht. Du umarmst es.

(Er wendet sich ab. Langsam geht er auf eine Tür zu, die hinter einem Vorhang verborgen war, den man bis jetzt nicht gesehen hatte. Er berührt sie nicht. Er bleibt einfach davor stehen. Er sieht den Besucher nicht an.)

Es gibt hinter dieser Tür nichts, was du voraussehen könntest. Kein Werk. Keinen Sinn. Kein Ziel.

(Er legt die Hand auf den Stoff.)

Aber manchmal... in dem, was man durchschreitet ohne es zu wissen, bricht etwas auf, ein Splitter des Wirklichen, der nichts gleicht. Ein Aufglanz ohne Ursache, ein Frösteln ohne Ursprung. Und das ist es vielleicht, leben.

(Er wendet sich ganz sanft dem Besucher zu.)

Du kannst hier bleiben, an der Schwelle. Du kannst so oft zurückkehren, wie du willst. Aber wenn du hindurchgehst... dann ist es die ganze Welt, die sich verändert hat – und nicht deine Art, sie zu sehen.

(Er tritt einen Schritt zurück, gibt den Durchgang frei.)

Tritt ein. Und erwarte nichts.

DER BESUCHER:

(Er bewegt sich nicht zur Tür. Er sieht sich um. Dann hebt er sehr langsam die Augen zur Decke, oder ist es der Himmel? Er spricht, wie man im Halbschlaf spricht, ohne zu wissen, ob man noch träumt.)

Dieser Turm... Er beunruhigt mich mehr als die Uhr. Ich habe ihn immer für geordnet gehalten. Eine Folge von Räumen, Stockwerken, vielleicht einen Gipfel. Aber jetzt beginne ich zu zweifeln. Bin ich... hinaufgestiegen... oder hinabgestiegen? Seit ich eingetreten bin, habe ich weder Fenster noch Stufen gesehen. Nur Schwellen. Und euch.

(Er tritt an eine Wand, berührt sie, fast widerstrebend. Dann flüstert er.)

Hat er einen Gipfel, dieser Turm? Oder ist er ein Schacht? Oder schlimmer noch... ist es derselbe Ort, verkehrt wiederholt?

(Er dreht sich abrupt um.)

Und wenn Hinauf- oder Hinabsteigen dasselbe wäre? Und wenn das Werk, das ich betrachten wollte, dort unten oder dort oben, ich weiß es nicht mehr, nur ein Spiegel dieser Irrfahrt wäre? Nicht ein erhabenes Werk... sondern die sichtbare Falte eines Raumes, der nicht mehr steht?

(Er weicht zurück, als schwanke er.)

Ich weiß es nicht mehr. Ich weiß nicht einmal mehr, woher ich komme. Ich glaubte... zu suchen. Aber vielleicht werde ich gesucht.

DER WÄCHTER:

(Er tritt langsam, geräuschlos näher und legt die Hand auf die Schulter des Besuchers. Seine Stimme ist weder ernst noch sanft. Sie ist von einer abgründigen Neutralität.)

Du bist im Turm. Und der Turm ist in dir. Nicht ihn besteigst du. Du bist es, der sich faltet. Und jede Etage ist dieselbe, nur anders gesehen.

(Er weist auf den Boden, dann auf die Decke, dann auf nichts.)

Es gibt kein Unten, kein Oben. Kein Anfang, kein Ende. Nur ein Draußen ohne Ausgang.

(Er beugt sich zum Ohr des Besuchers.)

Und in diesem Draußen... schaut dich etwas an.

DER BESUCHER:

(Er spricht zunächst nicht. Er schließt langsam die Augen, als wolle er besser sehen. Seine Stirn ist glatt, doch sein Mund zittert. Dann öffnet er die Augen wieder. Etwas hat sich verändert: es ist nicht mehr die Unruhe, sondern eine Art klarer Hingabe.)

Ich glaubte am Anfang, es gehe darum, zu wählen. Zu sehen... oder nicht. Eine Schwelle zu überschreiten. Einen Raum zu betreten. Aber jetzt verstehe ich: es gibt keine Tür. Es hat nie eine gegeben. Oder alle Türen führen in denselben Raum. Derselbe... oder fast derselbe.

(Er blickt um sich: vielleicht ein Bild, ein Sessel, ein Licht, das von nirgendwoher fällt.)

Das ist es, nicht wahr? Das Fremde ist nicht, was uns in einem Anderswo erwartet. Es ist, was zurückkehrt, kaum verändert, wie ein schon geträumter Traum. Was sich ins Innere des Vertrauten legt,

bis es ins Wanken gerät.

(Er fixiert ein Detail – einen verrosteten Nagel, einen Riss in der Wand, als trüge dieses Nichts nun das ganze Gewicht der Welt.)

Es gibt kein Oben mehr. Es gibt kein Unten mehr. Nur ein Zimmer, und in diesem Zimmer...
das Beben des Gleichen.

DER WÄCHTER:

(Er ist einen Schritt zurückgetreten und spricht jetzt wie von sehr weit her, ohne dass seine
Stimme an Klarheit verliert.)

Du hast nichts überschritten. Es ist die Welt, die sich um dich gewendet hat. Das Fremde ist
nicht anderswo. Es ist hier, in der bloßen Tatsache, dass du weiter sprichst, weiter glaubst, die
Dinge hätten einen Namen. Aber höre...

(Er schweigt. Ein schweres Schweigen stellt sich ein. Man glaubt ein Echo zu hören, aber von
keiner Stimme. Eine dumpfe, undefinierbare Schwingung.)

DER WÄCHTER:

(Er setzt an, sehr leise:)

Auch die Worte haben nun begonnen, sich zu lösen.

(Ohne die Stimme zu erheben, doch so, als fiele jedes Wort aus noch größerer Höhe als die
Stille selbst.)

Auch die Worte haben nun begonnen, sich zu lösen. Sie haften nicht mehr. Sie heften nichts
mehr fest. Sie umhüllen die Dinge nicht mehr, wie sie es taten. Du sprichst sie aus, und schon
reißen sie auf, sie höhlen sich aus, wie leere Schalen, die ein Hauch davonrollt.

(Er tritt langsam, geräuschlos näher, doch er sieht den Besucher nicht an, er spricht nun zur
Wand, zur Materie selbst.)

Was du Baum nanntest, Stein, Uhr – all das widersetzt sich jetzt dem Wort. Sie wollen nicht
mehr gesagt werden. Sie wollen nicht mehr gefasst werden.

(Er berührt mit dem Finger einen Fleck an der Wand, ohne ihn zu kommentieren.)

Du nanntest sie, um sie festzuhalten. Aber hier... hier gleiten die Dinge. Der Name fällt ihnen
von den Schultern wie ein zu großer Mantel. Und sie gehen weiter. Stumm. Gleichgültig.

Genau.

(Er hält inne. Dann, sehr langsam, wie ein letztes Orakel.)

Man muss lernen, ohne Namen zu gehen, ohne Rahmen zu schauen, zu hören, was sich nicht
an dich richtet. Das ist es, was der Turm lehrt. Keine Wahrheit. Sondern den Verlust des Halts.

(Er verstummt. Die Stille kehrt zurück. Lang. Tief. Dann, wie ein Hauch, inniger als alles zuvor:)

Und in diesem Verlust... erkennt dich manchmal... etwas.

DER BESUCHER:

(Er bleibt lange stehen, unbewegt. Dann schließt er die Augen. Nicht um zu fliehen, sondern um keinen Blick mehr zwischen sich und das Kommende zu stellen. Seine Stimme ist leise, ruhig, nackt.)

Ich verstehe nicht. Und doch... widersetze ich mich nicht mehr.

(Er legt die Uhr sanft auf eine Kante, ohne Geräusch, wie man ein heiliges Objekt zurückgibt, das man nie wirklich besessen hat.)

Dass die Worte sich lösen. Dass die Formen verlorengelassen. Dass die Stufen sich vermischen.

(Er atmet langsam, tief ein, dann öffnet er die Augen, aber ohne um sich zu suchen.)

Wenn es keinen Weg gibt, dann werde ich dennoch gehen.

(Er bleibt stehen, ohne etwas zu erwarten. Sein Schritt kommt nicht. Er muss nicht mehr kommen.)

DAS KIND ALS SOLDAT

Es wurde geboren, dieses Kind, mit Hass in den Ohren,
Ein Gewehr in den Händen, bestimmt für einen Krieg, der niemals der seine war.
Nie wieder wird es lachen, seine Spielsachen sind zerbrochen, und
Der Krieg – nein, der Krieg ist kein Spiel, er ist das Gerede der Erwachsenen,
Der Generäle, die zu zweifelhaften Sabbaten geladen sind, Zauberer oder
Magier, die die Sonne glänzen lassen wie ein Widerschein
Im Lauf der Gewehre. Seine Brüder? Er kennt sie nicht, sie sind
Gefallen auf dem Feld der Ehre, eine Medaille erinnert sich an sie.
Ein Stofftier auf dem Boden, zerfetzt, zertrampelt von rasenden Soldaten,
Das ist alles, was bleibt, der Preis der Tränen, der des Blutes.

Es geht durch den Staub, seine Augen sind leer, es trägt seinen Hunger
Wie eine zu schwere Rüstung, seine Schritte hallen in der
Weiten Ödnis der brennenden Dörfer, schreitend unter den Körpern,
Jedes Haus nichts mehr als ein Haufen Steine und Schutt,
Eine Stille, in der die Mütter schweigen, ihre Stimmen tot im Schoß
Der Massengräber. Und er, ein Soldat aus Papier, schwingt sein
Gewehr wie eine Last ohne Namen, so schwer an der Brust,
Und seine Hände zittern, er weiß vom Leben nur die Wärme
Eines Tieres aus Plüsch an seiner Wange, unschuldig verkauft an die Kälte des Metalls,
Verdammt zur Schärfe des Schreis eines Mannes, der in die Finsternis stürzt.

Von der Kindheit bleibt ihm nur die zerrissene Spur eines Lachens,
Ein zerbrochener Funke im roten Staub, am Fuß einer zerborstenen Mauer,
Seine Träume sind Ruinen, wo das Echo der Väter verstummt,
Ein Zug von Schatten durch die Flammen, immer noch schreiend.
Jede Nacht schläft er an seiner Waffe, wie man an einer Mutter schläft,
Doch es ist eine Mutter aus Eisen, eisig, ohne Atem, ohne Zärtlichkeit,
Ein leerer Schoß, der nichts bietet als das Nichts der Flammen und des Donners,
Und wenn er noch träumt, vermischt sich der Schrei der Kugeln mit dem Wind,
Die Splitter der Granaten sind nur erloschene Sterne, verirrte Gestirne,
Und der blasse Mond zerfällt im schlammigen Wasser der Schlachten.

Um ihn andere Kinder, sie ziehen durch das Gestrüpp,
Gebein in Lumpen gehüllt, Brüder ohne Gedächtnis, eine Herde
Getrieben zum Schlachthof der Menschen, gebrandmarkt mit einem Mal,
Unsichtbar, das nur die Henker erkennen in der Nacht.

Ihr Gesang ist ein Röcheln, eine verworrene Klage, ein Gedächtnis,
Das schwindet, bevor es existiert – eine Kindheit ohne Alphabet.
Sie können nicht zählen, lesen oder beten, nur töten,
Und der Glanz ihrer Augen ist schon erloschen durch die Abwesenheit,
Als hätte eine bleierne Hand das Licht ausgelöscht
Tief in ihren Pupillen, die einst im Morgen leuchteten.

Er erinnert sich kaum an die Weizenfelder unter der Sonne,
An den Duft einer Blume, zerdrückt in seinen schmutzigen Fingern,
An den Gesang eines Vogels, der auf dem Ast sitzt im Morgen,
An ein Lachen, zu schnell erstickt im Staub der Straßen.
Diese Bruchstücke, zerrissen, sind wie Glasscherben
Am Grund seines Gedächtnisses: sie glänzen, indem sie ihn verletzen.
Nun bleiben nur Nebel, Rauch, Asche,
Die Welt erlischt im Dröhnen der Waffen,
In den Befehlen, gebrüllt aus entstellten Mündern,
Im Schweigen derer, die man in die Grube geworfen hat.

Er hebt die Augen nicht mehr, der Himmel ist ihm zu weit,
Ein Abgrund, wo nichts antwortet außer dem Echo seiner Angst.
Er möchte sich darin verlieren, doch seine Füße bleiben an die Erde gefesselt,
An diesen klebrigen Schlamm, der nach Blut und Asche riecht.
Er geht, und jeder Schritt entfernt ihn weiter von sich selbst,
Jeder Schritt löst noch mehr das Kind auf, das er gestern war.
Seine Seele strandet wie ein verbranntes Blatt,
Verflossen seine Träume durch den Riss seiner leeren Augen,
Da steht er nun, zerbrechliche Gestalt, schwankender Schatten, allein mit
Seinen Tränen, gebeugt wie ein Unglück über einem geköpften Spielzeug.

Unbekannt nun die Ruhe der Nacht, nichts als Schrecken,
Er hört die schweren Schritte der Männer in seinen Träumen umherstreifen,
Ihre Stimmen sind Blitze, ihr Lachen Gewitter,
Und sein Herz zieht sich zurück, in einem Schluchzen, wie ein gehetztes Tier.
Am Firmament zischen die Sterne wie das Echo von Kugeln,
Jeder Schatten ist ein Gewehr, auf seine Brust gerichtet.
Er drückt sein totes Tier an sich wie eine letzte Hoffnung,
Doch sein Idol ist hohl, ein Schädel ohne Zärtlichkeit,
Und in seinen Armen ist die Kindheit zu Staub erstarrt,
Wie eine faule Frucht, zu früh vom Baum gefallen.

Man sagt ihm seine Tapferkeit, er sei ein Mann vor der Zeit, bewaffnet,
Ein Gewehr wiege tausend Spielzeuge, ein Schrei klinge stärker als ein Lied.
Doch tief in seinem Bauch spürt er den Schaum der Verweigerung,
Eine gebrochene Welle, die noch immer »Nein« schreien will.
Sein Mund bleibt stumm, seine Augen verirren sich,
Er schweigt, die Angst hat ihm die Worte geraubt, den Mund zugenäht,
Der Krieg ist eine Sprache, die er nicht lernen wollte,
Eine Grammatik aus Asche und zerfetztem Fleisch,
Ein Alphabet, in dem jeder Buchstabe eine Wunde ist,
Und jedes Wort ein Grab, gegraben in der Nacht.

Die Erwachsenen sind satt von seinem gehorsamen Schweigen,
Sie dressieren ihn wie einen ausgehungerten Hund, niemals frei,
Man verspricht ihm Brot, er kämpft um sein Leben, um nichts.
Man bindet ihm das Armband der Verdammten um den Arm,
Man macht ihn zur Rinde einer Welt ohne Wurzeln.
Doch hinter seinen Lidern bleibt ein Funke,
Ein winzimes Aufglühen, das die Unterwerfung verweigert, das Wenige, das lebt,
Ein zerbrechliches Feuer, wie eine Glut unter der Asche,
Das kein Befehl je ganz austilgen wird,
Denn selbst verstümmelt, brennt die Kindheit noch von verbotenen Verheißungen.

Er irrt in den Kolonnen, ein Bruder des Unglücks,
Umgeben von Gesichtern, auf die die Angst ihre Maske gelegt hat.
Sie sind Tausende, und doch sind sie allein,
Jeder verloren in der inneren Nacht seines eigenen Abgrunds.
Ihre Schritte schlagen den Takt einer Trommel ohne Ziel – den Tod,
Ihre Augen spiegeln Flammen, die sie nicht verstehen.
Sie marschieren in eine Schlacht, die nicht die ihre ist,
Und sterben in einem Kampf, dessen Ursache sie nicht kennen,
Die Generäle, in makellosen Hemden, zeichnen Pläne
Auf weiße Tischtücher, befleckt von Wein und Gold.

Manchmal träumt er, dass man ihm die Waffe aus der Hand reißt,
Dass man ihm einen Ball hineinlegt, einen roten Apfel,
Ein Buch, dessen Seiten rauschen wie Vögel,
Oder nichts, nur einen Atem, frei zwischen seinen Fingern.
Er träumt noch, durch die Ebene zu rennen, ohne Minen, ohne Granaten,
Im Gras zu stürzen und dort zu lachen ohne zu zittern,
Den Duft einer Blume wiederzufinden, die Stimme einer Mutter,
Auf seinem Gesicht einen Regen zu spüren, der keine Kugeln ist,
Für einen Augenblick wieder diesen zerbrechlichen Körper, die unschuldige Seele,
Ein einfaches Kind, mitten in den Sommerspielen, die Eltern belächeln.

Sein Erwachen ist ein Abgrund, und die Sonne eine Waffe,
Das Grauen umschließt ihn mit eisernen Kiefern.
Das Spielzeug ist zerstört, das Stofftier geköpft,
Und das zu schwere Gewehr drängt sich ihm als Schicksal auf.
Er geht, er gehorcht, er verliert sich im Staub,
Eine Träne läuft über seine Wange, ein Quell ohne Ursprung.
Er ist kein Kind mehr, aber noch kein Mann,
Ein stummer Schrei, eingesperrt in einem viel zu kleinen Körper,
Ein Schatten, der dem Licht der Kindheit entrissen wurde,
Eine erstickte Stimme am Rand der Stille der Welt.

NACHT AUS ASCHE

« Und wir: immer und überall Zuschauer, allem zugewandt und es niemals überschreitend.
Wir sind davon zu voll. Wir ordnen. Alles zerfällt. Wir ordnen es wieder, und wir zerfallen selbst.

Wer hat uns so umgedreht, dass wir, was wir auch tun, immer die Haltung dessen haben, der Abschied nimmt? Auf dem letzten Hügel, der ihm noch einmal das ganze Tal zeigt, dreht er sich um, hält inne und verweilt – so leben wir und hören niemals auf, Abschied zu nehmen. »
(Rainer Maria Rilke, Duineser Elegien, Achte Elegie)

Ist die Zeit ein Mörder? Aus dem Tod ist unser Leben gewebt,
Wir sterben unaufhörlich, jeder Augenblick ist ein
Abschied, und auf dem Weg ins Morgen blickt der Mensch zurück, seine Gestern sind Kreuze,
Eingerammt in den Friedhof seiner Geschichte, der Tod klammert sich an unsere
Schuhe, ein Schatten der Vergangenheit, den wir hinter uns herziehen. Jedes Leben ist
Ein Hindernis für das Licht, das es niemals durchdringt, hinterlassend nur
Die Spuren seiner Schritte, Abdruck eines Menschen, schon weiter,
Zu weit vielleicht, und die Toten folgen einander wie eine Furche,
Gegraben in das Feld der Vergangenheit. Das Leben ist ein Bach, fortgetragen von seinem
Drang, Steine und Kiesel säend in einem Bett, das unsere Erinnerungen entlauben.

Tot ist das Leben, das unsere Leiden abperlt, jede Wunde tödlich,
Es bleiben nur Narben, zusammengenäht von der Zeit, Überreste unserer
Begegnungen, unserer Stöße, unserer Schwächen, unserer falschen Agonien.
Und wir gehen weiter, unter der Last des Bündels all dieser Verzichtserklärungen,
Wir gehen den Sternschnuppen entgegen, die aufbrechen in der Nacht
Unserer nächtlichen Gestern, eine Kette von Toten, die uns durch die Finger rinnt,
Gebet eines Menschen, gebeugt über den Sarg, beschwert von seinem Leben, der Hort
Unserer Fragmente, verstreute Splitter eines Spiegels, der immer wieder zerbricht,
Ohne Spiegelung, ohne Bild, nur Erinnerungen, die wir mit unseren Träumen kleiden,
So zu sterben bei jeder Seite, die wir wenden – haben wir je gelebt?

Ist es eine Büchse der Pandora, wo die Schicksale sich kreuzen und mit ihnen die Toten,
Wo Blicke vorbeiziehen, die jeder Augenblick wieder schließt? Geschichte wäre die Menge

Aller Auslöschungen, das Leben eine Oration in einem namenlosen Friedhof,
Das Verscharren des Einzigen in einer Grube, die uns allen gemeinsam ist, ein
Grab für jeden, wenn er keiner mehr wird. Jede Spur wird
Vom Sand genagt und dann ausgelöscht in einem Vergessen, das uns der Tod teilt.
Zu leben wäre ein Sterben im Plural, jedes Gedächtnis löst sich ins Gleiche auf,
Das Leben wäre das Ende aller, ein Verschleiß, der die Gesichter auslöscht, ein Beinhaus,
Wo die Toten sich mischen, sich bedecken und dann verschwinden unter dem Gemeinsamen.
Der Tod macht aus jedem seine Anderen, wenn er keine Haut mehr hat, nur Knochen.

Die Toten sprechen nicht mehr, jede Rede wird von der Erde verschlungen,
Die Sprache zerfällt, die Worte sind Staub an den Lippen,
Gebete stürzen ein auf den Vorhöfen der Kirchen, vergeblich.
Die Laute hallen kaum in den Särgen, leeren Kisten,
Die Buchstaben, verrottend, stranden wie die Zähne eines Greises,
Abgenutzt vom Zuvielgesagtsein, oder schlecht vielleicht. Die Rede ist eine
Leere, wie alle Schädel leer sind, wenn der Wind darin pfeift, eine enttäuschte Flöte,
Ein Raunen der Erde, die alle Körper verschlingt,
Knochen, die aneinanderstoßen unter der Schwere der Zeit, unter dem
Stein, der den Lebenden den bewahrt, der aufgehört hat zu sein.

Aus dem Grab keimt nichts, der Stein ist stumm und ohne Gesicht,
Darunter bleiche Knochen, hohle Steine ohne Echo und ohne Gedächtnis,
Die Namen verschwinden wie Regen im Staub.
Das Leben ist ein Sterbehaus, es reiht all unsere stummen Tode aneinander,
Erstarrt die Zeit wie ein Splitter im Stein, Schweigen des Pendels,
Das keine Augenblicke mehr kennt. Der Tod trägt die Uhren fort, es bleibt
Nur eine Gegenwart ewiger Abwesenheit. Vorüber ziehen die Leichenwagen
Unserer schmalen Vergangenheiten, mit Langsamkeit zu den Orten des Vergessens,
Diesen Gruben, aus denen man nicht zurückkehrt. Auf dem Dach leuchtet ein Licht,
Es wacht über den, den man davonträgt.

DIE WORTE, DIE SCHWEIGEN

Die Rede bricht zusammen, getrockneter Sand, Staub gefallener Worte,
Hinab in die Abgründe des Nächtlichen, Finsternis der Welt, undurchdringlich,
Unsagbare Opazität eines Bodens, erschöpft vom Licht, Tränen aus Feuer,
Die alle Träume entflammen, und tot die Tage, getränkt vom himmlischen Blut,
Wunde eines Aschenhimmels, göttliches Grab
Eines Zuviel an Menschheit, Unwürdigkeit eines Beters, der sein eigenes
Fehlen anfleht, gebeugt über den Leichnam einer uralten Unschuld,
Ein Einst ausgelöscht von Siegen, errungen auf dem Feld des Ungeheuren.
Ein Engel hat sich seine Flügel auf einem Dornbusch zerrissen,
Seine Schritte an steinigen Wegen verwundet, ohne Rede, ohne Blick, ohne ...
Schatten schäumen durch vergessene Gärten, Erinnerungen einer alten
Klage, steinerne Tränen eines Kindes, das verstummt ist, zerbrochen, befleckt,
Verbrannt im Feuer des Verrats, ohne Gesicht und ohne Namen, der Abfall
Einer Geschichte, die zu menschlich sein wollte, schicksalhaft und stolz, ein
Epos in der Wüste der Welt, ohne Helden, ohne Siege, nur
Eine Hand, geklammert an ihr Schwert und das Banner einer nutzlosen Leidenschaft.
Die Worte bluten einen unsäglichen Schmerz, sie zerfließen, stumm, über
Eine verkohlte Welt, es bleiben nur die Steine, geschwärzt, gespalten,
Zusammengebrochen über Leben, zu alt, um noch zu schlagen, Geröll
Von dem, was vielleicht einst war, im Aufflackern eines flüchtigen Augenblicks.
Das Licht ist anderswo, schweigend, eingefangen von der Asche einer
Geschichte, die verlöscht, zerbrochen die Uhr, die die Welt trug in die Mulde
Des Morgen, ewige Gegenwart, mondhaft, einer Erde, verlassen vom
Wind, schlafend die Ebenen mit den ausgetrockneten Bächen, gierig die
Quellen, deren Lauf sich entleert hat, entblößt die Bäume, die einst die Wege
Unserer Schritte säumten, durchsichtig die Böschungen mit tausend Zufluchten,
Gefangen die Amsel, hängend an der Rinde, ein Zweig, den nichts bewegt,
Gefallen der Schnee, mit dem das Lamm sich einst schmückte, stumm der Hirsch, den nicht
die Hindin umfängt,

Lautlos die Biene, wenn die Blumen verwelkt sind, daliegend
Der Vogel, den sein Schweigen hält, ohne Leben die Worte, die schweigen.

SOLANGE ES TRÄNEN GIBT ...

Solange es Tränen gibt, um das Schweigen zu waschen,
Und Hände, die sie trinken am Rand des schlagenden Herzens,
Solange ein Schrei ohne Echo sich ins Gebet verwandeln kann,
Und ein verlorener Blick das Meer wiederfindet,
Werden wir, schwankend, stehen in den Stürmen,
Wie ein Feuer, das dem Bauch der Nacht widersteht,
Wie ein krummer Baum, der niemals aufgibt.
Solange es Tränen gibt... gibt es Lebende.

Solange es Schritte gibt, um den Staub zu durchschreiten,
Und Stimmen, die benennen, was der Schatten auslöscht,
Solange das Vergessen zurückweicht vor der Stirn eines Liedes,
Und der Wind sich neigt vor der Schwelle eines geliebten Namens,
Werden wir, trotz allem, Lebende sein unter den Wunden,
Mit unserem Fleisch geöffnet wie Kriegsblumen,
Mit unseren Armen ausgestreckt zu noch nackten Morgen.
Solange es Tränen gibt... gibt es Hoffnung.

Solange es Nächte gibt, in denen Lichter wachen,
Und Fäuste, geschlossen um Bruchstücke von Träumen,
Solange ein Kind sagt: „Ich habe Angst“ im Schweigen,
Und eine Hand antwortet, ohne eine Frage zu stellen,
Werden wir noch gehen, langsam, verbeult, zerbrechlich,
Unter der Last der Abschiede, doch getragen von der Abwesenheit,
Mit dem Herzen aufgerichtet wie ein Feuer im Schnee.
Solange es Tränen gibt... gibt es Verbundenheit.

Solange es Lieder gibt, die das Schweigen brechen,
Und spröde Lippen, die flüstern: „Noch einmal“,
Solange ein Atem sich erhebt trotz der Last der Asche,

Und ein Körper offenbleibt für das Beben eines Abschieds,
Werden wir standhalten gegen alles, auch kniend manchmal,
Unsere verwundeten Tage darbietend wie geteiltes Brot,
Und unsere Schmerzen, dargebracht in Splittern von Licht.
Solange es Tränen gibt... gibt es Sinn.

Solange es Tote gibt, die man mit Liebe nennt,
Und Lebende, zitternd, die ihr Gedächtnis bewahren,
Solange die Trauer sich mit Zärtlichkeit kleidet,
Und ein Blick verweilt auf verblassten Bildern,
Werden wir die Lebenden sein, die die Abwesenden tragen,
Die Überbringer des Schweigens zwischen zwei Erinnerungen,
Diejenigen, die stehend weinen, im Angesicht des Atems der Leere.
Solange es Tränen gibt... gibt es Spuren.

Doch siehe, die Nacht verhärtet die geschlossenen Lider,
Und die Schwester aus Asche weint niemals mehr.
Ihr Blick ist Stein, ohne Ufer und Übergang,
Sie geht schweigend über die Asche des Tages.
Ihre Hände strecken sich nicht mehr nach der Wärme der anderen,
Sie halten Träume wie gebrochene Knochen.
Sie schreitet voran, abwesend, in einer erloschenen Welt,
Wo die Tränen unter schwarzem Reif erstarrt sind.

Dort sind die Worte Blöcke, festgehalten in der Kehle,
Und die zurückgestauten Schreie bauen Mauern.
Nichts bricht mehr hervor, alles sinkt ein und wurzelt,
Wie ein verlorener Atem in steinernen Gängen.
Die Tränen kommen nicht mehr — sie lasten in den Augen,
Schwer wie Gräber, die keine Hand öffnet.
Und die toten Gesichter sprechen in den Schweigen,
Mit Stimmen aus Sand, die nicht mehr beten können.

Und siehe, die Gesichter mit versiegelten Höhlen,
Die Lider schwer wie verschlossene Schwellen.
Kein Glanz bleibt darin, kein Beben von Licht,
Nur dieses Schweigen, massiv, unabwendbar.
Der Tod hat die Quellen des Herzens verschlossen,
Und die Augen ohne Tränen sehen nichts mehr.
Sie schlafen in der Nacht wie schwarze Steine,
Ohne Namen, ohne Erinnerung, ohne Ruf, ohne Wiederkehr.

Tiefer als die Finsternis gibt es nur die Abwesenheit,
Einen Ort ohne Zeit, ohne Rand, wo nichts schlägt, nichts blutet.
Dort sind die Körper ohne Gewicht, leer von aller Klage,
Und die Seelen gelöst wie Salz im Stein.
Kein Name wird dort geflüstert, kein Gott steigt mehr hinab.
Selbst die Angst schweigt, erstarrt in ihrer Bestürzung.
Man geht dort ohne Schritte, man denkt dort ohne Kopf,
Man ist dort... wie ein Atem, den man nicht zurückgeholt hat.

Hier ist alles versiegelt — der Mund und das Gedächtnis,
Die Gesten vergessen in einem Schlaf aus Stein.
Selbst die Schatten fliehen diesen Grund ohne Resonanz,
Wo das Sein nichts mehr ist als ein Rest der Abwesenheit.
Die Toten träumen nicht mehr, sie erwarten nichts mehr.
Ihre Ruhe ist ohne Grenze, ohne Schwelle, ohne Riss.
Ein reines Nichts, aufgerichtet wie eine Kathedrale,
Ohne Glocke, ohne Gebet... ohne Tränen nunmehr.

Und doch... im Abgrund zittert etwas,
Ein unbestimmter Atem, gekommen von nirgendwo.
Keine Klage, kein Wort, sondern eine schwache Bewegung,
Wie ein unterirdisches Feuer im Bauch der Steine.
Es ist kaum ein Ruf, ein Raunen von früher,
Ein Schlag so schwach, dass man zweifelt, ihn zu hören.

Doch er ist da, trotzig, vibrierend im Reglosen,
Als ob das Schweigen noch von einem Schrei träumte.

Er steigt auf, dieser Atem, schrammt die Wände entlang,
Stößt auf die schwarzen Steine eines Körpers fast ohne Kraft.
Jeder Zoll, gewonnen, zerreißt das Nichts,
Wie ein Schrei in der Kehle eines Wesens ohne Gedächtnis.
Die Nacht franzt ein wenig aus unter der Mühsal des Schritts,
Und der Schatten weicht, langsam, dieser dunklen Gier,
Diesem Bedürfnis zu sein, selbst in Schmerz,
Wieder aufzutauchen, sei es auf Knien, im Blut.

Manchmal fehlt der Atem, stürzt auf sich selbst zurück,
Und die Wand erhebt sich härter als ein Tod.
Man glaubt, noch einmal zu versinken, zurückzukehren ins Schweigen,
Wieder Abwesenheit zu werden unter den Abwesenden.
Doch ein schwacher Schlag, gekommen von nirgendwo,
Beharrt in der Nacht, wie das Herz einer stummen Glut.
Er drängt nach oben, kaum einen Millimeter.
Aber dieses Nichts, dieses Fast, reicht, um nicht zu fallen.

Das Fleisch erinnert sich schlecht, doch es weiß noch,
Oben, unten, Kampf, Schwung, Schwere.
Es tastet sich vor im Halbschlaf,
Getragen vom Verlangen, dass etwas halte.
Jeder Stein wird zu einem Spiegel des Übergangs,
Und die Schatten, weniger dicht, verblassen unter den Schritten.
Ein Atem öffnet nun eine schmale Furche,
Wie ein Faden von Licht in der Dicke des Schwarz.

Und siehe, das Schwarz wird ein wenig weniger weit,
Ein Atem verkleinert sich, aber bricht nicht mehr.
Das Schweigen weicht zurück, um einen kaum sichtbaren Schritt,
Und das Auge, lange geschlossen, wagt zu beben.

Alles ist noch Nacht, aber eine poröse Nacht,
Wo etwas wacht ohne Namen und ohne Gesicht,
Vielleicht ein Gedächtnis, ein sehr altes Feuer,
Das ohne zu sagen spricht: „Du kannst noch hier stehen.“

Die Tränen halten sich an den verbrannten Wimpern,
Sie fließen nicht mehr — sie haben sich gegeben,
Wie das Wasser eines Bachs, der sich unter den Steinen verliert,
Und irgendwo schläft in den toten Wurzeln.
Der Kummer ist nun eine stumme Sache,
Eine Falte im Licht, ein erloschener Schlag.
Und die Schwester, unbeweglich, wacht an der Schwelle des Gartens,
Wo die Tränen, kniend, sich in Schweigen verwandeln.

Der Garten glättet sich im Atem der Abwesenheit,
Seine Schatten weichen zurück, ohne ganz zu fliehen.
Noch singt nichts, aber die Morgenröte ist gespannt,
Wie eine Frucht, die am Rand des Unmöglichen hängt.
Die Schritte bluten noch auf den nassen Steinen,
Doch sie zeichnen eine Spur im verwüsteten Gras,
Einen Weg aus Schmerz, Vergessen, Erinnerung,
Der zur Helligkeit führt — auch wenn niemand sie sieht.

Der Garten erfüllt sich mit einem helleren Schweigen,
Etwas atmet, sehr fern, unter den Wurzeln.
Die Bäume bewegen sich nicht, doch die Luft hat sich verändert,
Leichter, weniger beladen mit Nacht und Schmerz.
Die Schwester bleibt dort, ohne Geste, ohne Gesicht,
Doch ihre zarten Lider beben unter dem Nebel,
Als ob in ihren Augen eine schlafende Quelle
Sanft die Rückkehr des Blicks vorbereitete.

Ein blasses Licht streift die Büsche,
Kein Gold, kein Feuer, sondern eine Blässe aus Ton.

Ein Morgenhauch, getragen von warmer Asche,
Gleitet zwischen den Zweigen, noch schwer von Nacht.
Die Welt hat sich nicht verändert, aber sie lässt sich sehen,
Wie ein altes Gesicht, das man liebt, ohne zu wissen warum.
Und im Auge der Schwester, kaum geöffnet,
Glänzt ein so schwacher Funke, dass er Schweigen zurückgibt.

Sie sagt nichts, doch sie ist da, anwesend.
Die Tränen sind fort, eingegangen ins Licht,
Und ihr stilles Gesicht verlangt nichts mehr,
Als noch da zu sein, hingegeben dem langsamen Durchgang.
Der Garten verdichtet sich mit einer lebendigen Klarheit,
Wo der alte Schmerz nicht mehr laut spricht.
Und man ahnt, in der Ferne, hinter einem Schleier aus Morgen,
Einen Frieden ohne Worte, nackt, fast vergessen.

GLUT UNTER DER ASCHE

Im Herd der Welt ist alles verzehrt, das Holz knistert nicht mehr,
Und der Stein, noch warm, erinnert sich an die Flamme, an den Atem, der
Alles neu entfacht. Der Rest ist Kristall, kalt wie ein Leichnam, den man
Ein letztes Mal zeigt, bevor man ihn bestattet auf dem Friedhof der
Vergessenheiten, ihn dem Schoß der Erde anvertraut und sich abwendet, denn
Es ist der Tod, der uns immer zuvorkommt wie ein Horizont,
So wenig fliehend, er tritt auf unsere Fersen, und der Mensch, der sich umwendet,
Richtet an ihn seinen Abschied – nicht den letzten, sondern all die Schwestern, die
Zu uns zurückkehren im Kumulation der Verlassenheiten, dieser zerbrechlichen Tode,
Die das Leben ertränken in Tränen, in Reue, manchmal im Bedauern, in Qualen.

In der Morgenkälte eines kaum kommenden Tages bekennt der Mensch sein Leid:
Was bleibt von den alten Feuern? Ein Staub auf der Welt, Asche
Eines Lebens, dem die Flamme entflohen ist, Worte aufgesprungen von Frost, Geflüster
Eines Vogels, gefangen in all seinen Illusionen, ein Schrei vielleicht, geworfen in den Abgrund,
Und das Echo der Tiefen, das ihn wiederholt, unerbittlich und trocken, grausam.

Und er, der Mensch, zusammengebrochen am Rand, hört nichts mehr als seine Stimme, die widerhallt

Im Leeren. Der Wind schweigt in den blattlosen Bäumen, der Weg entzieht sich den
Zu schweren Schritten eines Wanderers, gebeugt unter der Prüfung der unbittlichen Zeit,
Ohne Wärme, ohne Licht, tastend im finsternen Tag seiner Not, geblendet
Von den Träumen eines zu tiefen Schlafs, verirrt in das Haus der Väter.

Und dann wendet er sich um, vielleicht ein letztes Mal, auf seine Vergangenheit von Toden,
verschlossen

Durch die Asche. Er möchte sich nähern, den Augenblick ergreifen und mit seinen zitternden
Händen

Ihn festhalten, das Schicksal umarmen wie man den Tod ein letztes Mal umarmt,
Bevor sich der Sarg eines Zufalls schließt, ein Kommen ohne Grund, ein Zuviel der Welt,
Verweht unter Schnee, Leichentuch einer Erde, dem Nordwind preisgegeben, eingeschlafen
unter der

Decke eines Winters ohne Verheißung, das Ende, unabwendbar, dessen, was niemals bleibt.
Doch der Mensch, kriechend auf dem Eis der Welt, gefallen, dass nichts ihn mehr erhebt,
Er erinnert sich an den Herd, an das Feuer, das alles verschlingt und nur Krümel lässt.
Er beweint seinen Sturz wie ein Kind seine Wunden, seine Tränen gefrieren, eisig,
Auf seinem Gesicht – doch er kehrt zurück, in der Langsamkeit seines unsicheren Schrittes.

Er kehrt zurück, überquert das versteinerten Meer der Erde, um noch einmal zu rühren,
Was von der Welt bleibt, den Staub, gefallen von einem erloschenen Feuer.

Und er legt seine raue Hand auf den Stein, erstaunt über seine Wärme, sein Gesicht
Erhellte sich plötzlich in einer so zerbrechlichen Hoffnung, und er rührt die Asche seiner
verbrannten Geschichte.

Er streut den Staub aus wie eine Gabe an den Wind, und er trägt ihn fort

Ins Ferne, jenseits allen Lebens, jenseits allen Todes, jenseits selbst

Des Seins. Und der Mensch verbrennt sich plötzlich in seiner Kühnheit, in seiner Suche nach
einem

Letzten Aufglanz, wenn das Donnernde verstummt ist, verloren in der dunklen Nacht seines
Grausamen Schicksals, und doch gierig nach Licht, einem Licht, fragil, flackernd und doch
Souverän, ein Licht, um seine Schritte zu wärmen und sie ins Morgen zu führen.

Morgen? Denn er glaubt noch, und streckt ihm die Arme entgegen wie man eine Morgendämmerung hofft, einen neuen Tag, gestreichelt vom Licht, Geflüster, aufgehängt an die Lippen

Einer möglichen Zukunft, wenn doch alles ertrinkt im Dunkel des Erloschenen.

Er spaltet den Tod des Feuers wie man einen Stein zerreißt, um sein Blut zu kosten,

Die Geste unsicher, zitternd, als suchte er einen Schatz, vergraben von Piraten

Auf einer einsamen Insel, ehe sie wieder in die Wellen stoßen,

Mit den Trägern der Ernte, Schiffen beladen mit Stoffen und Juwelen,

Zurück aus dem Morgenland wie die Sonne, wenn sie die Nacht zerreißt, damit der Tag geboren werde.

Und der Mensch, auf den Knien vor dem Herd, gebeugt über die Ruinen seines

Eigenen Lebens, greift dann in der Mulde der toten Asche eine letzte Glut,

Noch lebendig ...

NACHTGEDÄCHTNIS

Die Nacht ist kein Vorhang, den man über den Tag zieht, sondern ihr Gedächtnis,

Ohne Glanz und ohne Verstellung, Nähe all dessen, was im Leuchten der

Morgendämmerung sich entfernt, denn fern werden die Dinge, die zu sehr

Im Verdacht eines Lichtstrahls glänzen. Die Welt ist zu sichtbar unter der Sonne,

Die ihre Blitze von Helligkeit regnen lässt, schwer.

Die Nacht verwechselt nichts, alles zeigt sich darin im Einzigem seines eigenen Lichts.

Man nennt sie verschwiegen, geneigt zu Lügen und Verrat, eine verschlossene Tür

Über dem Verbotenen, dem Unaussprechlichen, stummes Beichtgestühl

Unserer Irrnisse, unserer Leidenschaften, unserer Wunden, die nicht bluten,

Unserer Stürze und all jener Erschütterungen, vor denen sich der Tag entsetzt

Mit seinem leuchtenden Bewusstsein — die Zuflucht unserer Scham,

Unserer zurückgehaltenen Schluchzer, unserer Schmerzen.

Ist der Tag mit seinem Glanz ein Feuer, das unsere Gedanken verzehrt?

Die Nacht verbirgt nichts, alles enthüllt sich dort den durchdringenden,

Kühnen Blicken, ohne Hemd, mit dem sich die Dinge bedecken.

Was am Tag scheint, ohne es je ganz zu sein, dem Anstand für gierige Augen,

Dunkler noch als die Nacht selbst sind diese Strahlen, die sie auf die Welt wirft.

Keine Zärtlichkeit, keine Zuneigung, nicht einmal eine Bindung,
Nur ein Hauch vielleicht, ein flüchtiges Streifen.
Ein müßiges Einverständnis, träge, ohne jede Absicht, außer, ja
Natürlich, damit zufrieden zu sein, das Glück zu trinken mit halbgeschlossenen Augen.
Nicht die Haut der Welt, sondern ihre Brechung im Widerschein
Einer ernüchterten Laterne, die da steht wie ein Wächter des richtigen Sehens.

Gedächtnis dessen, was der Tag vergisst, geschäftig, zerstreut im Lärm,
Geblendet von Gold, von Edelsteinen, von kristallinen Projekten,
Von angepassten Lichtern, genährt von Schritten, so gewiss wie der Tod,
Wegfegend, ja, die falschen Lügen, bestätigt vielmehr in der Klarheit
All dessen, was erscheint, wahrer als alles Wahre, gründend all das,
Was widersteht, der erwärmte Stein der großen Bauten,
Die in der Nacht zusammenstürzen, nächtlicher Einsturz
Der Feinheit, der Gewebe des Komplexen, des Erklärten, immer wieder.
Der Tag glänzt, die Nacht gilt als hirnlos, leerer Schädel,
Der die Weisen der Abwesenheit pfeift: nein, sagt das Aufleuchten,
Die Nacht verbirgt nichts, sie verdaut,
Indem sie zermahlt, was die Stunden eines zu Ende gehenden Tages getragen haben.

Ich bin die Nacht, nicht Zittern, fernes Raunen eines Winds,
Der das Leben durchzieht, ohne es zu streifen, sondern Rede, gegraben ins Schweigen,
Ein Sagen der Dinge, tiefer als das Dunkel, in dem die Welt sich vollzieht
Unter den Rampenlichtern. Die Nacht ist ein Gedicht, gezeichnet zwischen den Worten,
Das Offene schwankender Lichter, der Boden der Glühwürmchen, vibrierend unter
Den Sternen, durchschneidend das Opake in einem zaghaften, nüchternen Aufstieg,
Die leichte Gnade eines Tanzes, der sprechender ist als die Worte,
Eine Gabe für schweigende Blicke, das Sammeln eines Heiligen,
Das der Tau davonträgt, von dem die Sonne trinkt.
Die Nacht verbirgt nichts, hält auch nichts zurück —
Es ist der Tag, der alles löscht, in der Dürre,
Und sterben, lautlos, die Tränen der Nacht.

DIE UNGEBORENEN NACHKOMMEN (GRODEK)

Herbstabend, der Wald ist nichts als Tränen, vergossen auf den Boden,
Gestern golden, heute von Waffen besät die Ebenen voller gefallener Körper,
Und schwarz die Seen, einst so blau, im Blut vermischt mit fauligen Schlämmen.
Die Sonne entzieht sich, unheilvoll, erloschen von so viel Hass, und dann
Verirrt sie sich in die Abgründe eines Horizonts, der doch noch so nah schien.
Die Nacht sinkt herab wie ein aufgeschlagenes Leichentuch über den Tod, wild
Die Klage der Soldaten, zerrissen, zerbrochen, sterbend in den Gräben,
Offen die Münder, deren Schreie zu Asche geworden sind unter dem Donner des Feuers.

Rot die Wolke, die auf die Ebene fällt, Blut eines erzürnten Gottes,
Von Stein und kalt der Mond, der nur den Tod beleuchtet, Leichen
Gestapelt, verstümmelt, ausgezehrt auf einem Boden aus Staub, Löschpapier
Von Schweiß und Blut, auch von Tränen, schäbige Menschheit, aufgehängt
Am Donner der feuer-speienden Rohre, Kanonen der Schande, das Böse!
Von Erwartung erfüllt die Mütter und Kinder für den, der nie zurückkehrt,
Geliebter oder Vater, zerschmettert auf dem Boden, schon verrottend im Schatten
Eines Niedergangs ohne Bekenntnis, dekoriert die Generäle, seelenlos, ohne Reue.

Alle Wege verirren sich in einem Schlamm, gemischt mit Blut, klebrig,
Übelriechend, genährt von Würmern, die nichts lassen als Knochen, die Wahl
Der Wölfe für jene, die niemals ein Grab haben werden, ohne Abschied,
Ohne Bedauern, die Vergessenen eines Fehlers der Geschichte, das mörderische
Schicksal der Gier, des gierigen Denkens, eines Wissens, das zertritt
Was niemandem gehört, geschlachtete Freiheiten auf dem Block der Hölle,
Kaiserliche Fratzen, der Wahnsinn der Völker, gierig und drohend,
Abscheu des Menschen, verkauft an die Begierden.

Und wankt die Schwester, Engel verwundet am Dornenbusch, Befleckung
Im stummen Garten vergessener Kindheiten, weinendes Gesicht
Gebeugt über die Helden, wenn die Feigen fliehen in den Schutz des Kanons,
Von eiskaltem Wachs, was einst ein Blick war, verzaubert von Unschuld.
Die Verdammten der Erde, hingestreckt auf die kalte, rot gewordene Erde,
Raunt der Bruder vom Hochwald her, das Lied der Toten,

Melancholie, unheilvoll, eines Dichters ohne Hoffnung, morgen noch
Ein Licht aus diesen Aschenfeldern, ruinierte, verkohlte.

Von Ironie die Trauer und ohne Stolz, Masken der Trauer über dem Namenlosen,
Gebete von den Lippenenden, Sarkasmen der Beter an leeren Gräbern
Von dem, was anderswo verrottet, gähnend die Fahne, die sich erhebt über
Den Tod der Einberufenen, vergeblich die Ehren, wenn sie keinen Namen mehr haben,
Ohne Adresse der Gruß einer zitternden Hand, abscheulich die Waffe
Geschultert im Zirkus der Paraden, stumm alle, die gefallen sind.
„Die brennende Flamme des Geistes, ein gewaltiger Schmerz nährt sie
Heute, der ungeborenen Nachkommen.“

*Dies ist kein Schrei, ich habe es erbrochen wie ein Ungeheuer, das meine Eingeweide frisst...
ein Jenseits des Denkens, der Ruck eines Menschen, hier krank geworden am Menschen.*

HÖLENNACHT

I

Igitur, ich habe die Phiole des ewigen Vergessens getrunken, den Tod, und ich habe
Im Buch der Zaubersprüche das dämonische Wort gelesen, die
Lästerung der Überlebenden, die Worte des letzten Menschen.
Ich habe mich niedergelegt auf das Grab der Väter, ohne Hoffnung,
Ohne Eitelkeit, das Feuer verzehrte meine Eingeweide, und dort, auf
Diesem kalten Stein, unter dem sich die Alten verbergen, alle,
Habe ich geseufzt zu diesem Leben, das mich frisst wie eine Ratte
Von innen, abscheulich, ausgehungert nach meinen letzten Qualen,
Meinem Todeskampf, meinen letzten Tränen, meinem
Schweigen, aufgehängt an die dunkle Nacht, verwundet von Dornen.

II

War es das Böse, das mich zerfraß? War es das Gute? Wozu
Noch die Frage stellen, wenn das Leben, an seinem Hafen angekommen,
Sich nährt von Aas, eintaucht in den stinkenden Schlamm
Verfaulender Hoffnungen, von Uhren zerbrochener Wünsche,
Unbeugsames Rad, das den Tod zuflüstert, Pendel

Des Endes, das uns belauert, fauliges Gift unseres Verschleißes,
Unserer Niederlagen und unseres Fallens. Kriechend sind die Menschen,
Gleich den Kakerlaken, die kein Rest im Müll beruhigt,
Kein Krümel, geflüchtet unter den Tisch, ein klägliches Festmahl
Unserer Irrwege, unseres Umherschweifens, unserer Einsamkeiten.

III

„Gott ist tot“, so sagt man, doch wenige hören es. Was
Bleibt? Lacht er, Satan, über die letzte Gotteslästerung, über den Menschen
Allein, verlassen, gefangen im Netz seiner Lügen, gestürzt
Aus einer heiteren Zukunft, erdrückt unter der Last, gewaltig die Last,
Seines souveränen Stolzes, der Leere schließlich jeder göttlichen Gnade?
Nein! Lachen ist ein Schrei des Sieges über den Geist der Schwere, über
Den Rückzug in sterile Selbstzufriedenheit. Göttlich ist das Lachen, das nie mehr
Erklingt, das die Berge durchschreitet, im Sturm die himmlischen Gipfel angreift,
Das auf steinigen Wegen schwitzt. Das Lachen
Ist der Triumph der Demütigen, die die Welt tragen zu ihrem Licht.

IV

Wohin gehen unsere Gebete, wenn der Himmel seiner kostbaren Sterne beraubt ist,
Wo erklingen sie, wer hört sie, wer stimmt sich ihnen noch zu?
Beter eines mondlosen Abends, die Menschen verkriechen sich in ihren
Häusern aus Asche, in den kalten Schatten des Unglaubens,
In der Geduld eines kommenden Tages, der alles verschlingt mit seinem nebligen Schimmer,
Leichentuch der entstellten Welt, vergessen, ohne Sieger,
Aber mit den Besiegten, wie viele noch, geblendet vom Glanz des Wenigen,
Das das Licht zurückwirft auf sein eigenes Sterben, auf seinen Zusammenbruch.
Von Finsternis der Tag, der alle Träume anhält, aber auch die Falte
Einer Welt in ihrem Rückzug, Schicksal des Schleiers, mit dem sie sich bedeckt.

V

Schwarz die Steine am Grund des Baches und grau alle Fische, treibend
Auf stinkendem Wasser, vergilbt die Schattenrohre, vertrocknet die
Hahnenfüße, hässlich zerplatzend am Sandufer, in Tränen die

Bäume, die keine Früchte mehr tragen, und tot das Tal unter bleiernem Himmel.
Wege des Irrwegs, gesäumt von den Kadavern der Tiere
Ohne Art, wenn sich alles mischt in der Grauenhaftigkeit, die Fliegen
Mit den Menschen, die Kinder mit der Erde, aufgerissen von mörderischen Himmeln,
Die Mütter mit ihren Nachbarn, im Verlassen der Väter, aufgelöst,
Gefaltet von der Schlacht auf dem Feld der Ehre und des Blutes, Medaillen
Auf den zerrissenen, aufgeschlitzten Körpern, angefallen von dunklen Raben.

VI

Eine schwarze Schlange verschwindet im Hals eines versteinerten Menschen,
Ohne Kiefer, der ihren Nacken zerbrechen könnte. Purpur der Wind, der
Auf dem Friedhof flüstert und die Gräber streichelt. Erloschen die Kerze,
Die in der Kapelle brannte. Zerbrochen der Altar göttlicher Opfer. Verwelkt
Die Sträube, dargebracht dem Gedenken. Gähnend der Brunnen, dessen Wasser
Nicht mehr sind. In Tränen die Linden, ergossen über die Knochen. Stinkend
Die Erde, vollgestopft mit Särgen. Schweigsam die Amsel, erstickt in ihren
Federn, weiß gebleicht vom grellen Licht, zu grell, um nicht tot zu sein
Von ihrem letzten Verdacht. Verrat des Helios an den heiligen Eiden
Einer göttlichen Komödie: die Scham hat die Liebe zerstreut, Wunde!

VII

Ein hasserfüllter Wind hat die letzten Glutreste ausgelöscht, das Feuer ist nur noch
Asche, die die Welt bedeckt, profane Bestattung von allem,
Was je lebte, gestern vielleicht, doch für immer verloren, kosmisches
Vergessen der Leben, die sich wähten am Rand einer Gegenwart ohne Morgen.
Tod der Sterne im nächtlichen Firmament, schwarze Löcher, hungrig nach Licht.
Ewige Nacht in den Tiefen eines himmlischen Horizonts, zu fern, um nah zu sein,
Brand an den Rändern des Kosmos, niedergegangen als Ascheregen auf die Erde,
Unsere Erde, die, deren Seele fremd ist, Wahrheit abwesend von
Dem, was man Leben nennt: niemals war der Mensch in der Welt... der seinen!

VIII

Körperlose Stimmen murmeln in der Wüste, der Sand gezeichnet,
Den kein Wind grüßt, und bleiben die letzten Worte,

Die man niemals lesen wird, Worte ohne Anspruch, ohne Rätsel,
Worte, gezeichnet zu einem Wort, das im Schweigen stirbt. Keine
Grenzen eines Weges, Pflastersteine zerstreut von der allzu menschlichen
Geschichte, ohne dass je etwas sie versammelt, um einen Sinn zu sagen,
Einen Schrei oder ein Bekenntnis, vielleicht einen Abschied, von dem man
Nicht zurückkehrt. Zeichen, verlassen, ohne Blick auf irgendetwas, nicht einmal
Eine Erinnerung, wenn alles ausgelöscht ist. Eine Spur, eingeschrieben und
Ewig im Gedächtnis der Welt, ein Zuviel des bloßen Gewesen-Seins.

IX

Die Worte sprechen nicht mehr, sie schweigen! Nichts, woran sie sich halten,
Ein totes Gedächtnis, das kein Atem mehr wecken könnte,
Graffiti auf eingestürzten Mauern, Bett eines ausgetrockneten Flusses.
Die Sprache hat aufgehört, sich auszubreiten, erstarrt in den Steinen,
Kiesel, verlassen von dem, was einst das Leben war. Nutzlose Spuren,
Unentzifferbar, Tiegel eines leblosen Staubs, die Urnen
Begräbnis eines Abwesenden, der der Geschichte beraubt ist, anonyme Zeugen
Eines „Es war“, doch was ist „es“? Worte, es zu sagen,
Gibt es nicht mehr, ausgelöscht in den Kehlen aus Asche, ohne
Hoffnung, dass je ein Neugieriger sie höre, unergründliches Schweigen!

X

Nacht der Hölle! Die Worte sind verkohlt, verbrannt im Feuer des Unnennbaren,
Unvergeben, weil sie zu viel gesagt haben, um alles zu verbergen in den Rissen,
Falten einer unerkennbaren Welt, Materie ohne Textur eines
Denkens, dem das Tastbare fehlt, Reden ohne Zärtlichkeit, Wunden
Von Pfeilen, abgeschossen aus Berechnung, zu beherrschen von der Welt, was nichts
Sagen kann, nur das Nützliche für unsere Irrwege, unsere Leidenschaften, unseren Hunger,
Zu nehmen, ohne etwas zu lassen von den Dingen – es bleiben nur die Krümel.
Die Worte verlieren sich in der Verdauung von allem, was verzehrt ist, Magen
Des Denkens, das alles verwüstet, vergräbt im mahlenden Darm das Wenige,
Das wir wissen, und das Unendliche, unbekannt unserem Hunger.

XI

Und die Sprache scheitert in den Latrinen des Wissens, schlammig und anonym,
Fortgetragen von den Abwässern an die Grenzen des Ungesagten, schlüpfriges Schweigen
Eines fauligen Schlamms, in dem die Welt verschwindet. Gezogen der Riegel
Der todbringenden Gründe, fäkal das Wesen des Seins am Rand des Nichts.
„Es fehlen die heiligen Namen“ – doch wem? Der Tod ist ein
Löschpapier allen Denkens, aller Symbole, der Gesagten und Ungesagten.
Ein Austrocknen der Seelen, die Abnutzung, unheilbar, jeder Sprache.
Verwesung des Innersten, Begräbnis der Geschichte, der Niederlagen und
Der Siege, der verfehlten Taten, der Exzesse und all des Zuwenig.
Unsagbar die Steine, die alles aufnehmen, wie Schwämme.

XII

Seltsam dieser Ort, umgeben von eingestürzten Mauern, und dieser Boden,
Bedeckt von gespaltenen Steinen, geneigten Kreuzen, die ein kiesiger Grund anzieht,
Und Worte, vielleicht Namen, die im verrottenden Holz verschwinden.
Was ist das also? Und dieser Geruch von zu altem Wein, der durch die Ritzen sickert –
Einst Friedhof, aber jetzt? Und in diesem geschwärzten Boden, blind, verweigern selbst
Die Würmer das Fleisch. Die Verwesung selbst scheint müde geworden, abgewandt,
Eine Leere, die nichts mehr erwartet. Vielleicht ist es das, was man Ende nennt.
Nein! Nicht die Apokalypse, sondern ein Nichts, das dauert, ohne Namen, ohne Ende.
Ein Wort, das letzte von allen, ist verweht im Staub.

BUCH DER STÄUBE

Wir haben gelesen, und das Buch schwieg, sein Wort fiel
Als Staub zwischen unsere müden Finger, während draußen
Die Nacht ihre hohen Mauern aus Asche aufrichtete, und die Worte,
Wie welke Blätter am Glas, nicht mehr wagten,
Im erstarrten Luftzug zu beben – und unsere Blicke ruhten
Nicht auf der Seite, sondern auf dieser Leere zwischen uns, diesem namenlosen Seufzer,
Diesem Flüstern des Exils, das nur ein Seelenbruder noch
Hören kann, dort sitzend, ohne etwas zu sagen, doch anwesend wie

Eine Lampe im Nebel, flackernd, doch ganz,
Die Schwester geschunden, wenn droben der Gesang des Bruders ertönt.

Der Wind steigt von den Hügeln herab wie ein zu alter Seufzer,
Er schabt an den Dächern, löscht die in die Stelen geritzten Namen,
Er nimmt das Gemurmel einer allzu schweren Welt mit,
Einer Welt, gesättigt von Zeichen, von Gesten, die nichts mehr erreichen.

Eine Lampe brennt in einem fensterlosen Haus,
Ist es das Wächterlicht eines Herzens oder der letzte Gedanke eines Gottes?
Niemand weiß es. Das Licht zittert wie ein Sterbeatem
An der Schwelle der Dämmerung. Doch nichts kommt.

Und unter dem Schnee, gefallen aus einem aschgrauen Himmel,
Streichelt ein namenloses Kind ein Buch, das es nicht zu lesen weiß.

Die Krähen schreien nicht mehr, sie wachen. Regungslos,
Auf den kahlen Zweigen eines waldeslosen Jahres,
Fixieren sie den Horizont, wo nichts mehr aufsteigt,
Weder Gebet, noch Schrei, noch Gesang – nur ein dumpfer Schlag,
Wie das Herz eines Toten, vergessen in seinem Grab.

Die Flüsse selbst drehen sich im Kreis,
Und das Meer schläft ein in seinen bleiernen Spiegelungen.
Alles ist still, eine erschöpfte Stille,
Dort, wo das Warten müde wurde, zu warten,
Und die Nacht sich niederlässt, nicht als Ende, sondern als Behausung.

Ein Schimmer regt sich im Grund des Brunnens, doch es ist nicht die Morgenröte –
Es ist der Widerschein eines Feuers, das in einer anderen Welt vergeht,
Einer Welt, vergessen von Göttern, von Menschen, selbst von Toten.

Alles, was Name war, ist nur noch Stammeln des Schattens,
Und die Lippen, aufgerissen vom Schweigen, suchen nicht länger zu sprechen.
Kinder schlafen in Wiegen aus Rost,
Ihre Träume sind leer, durchgestrichen von Asche,
Und Mütter singen ohne Stimme, Melodien ohne Erinnerung.

Nicht einmal der Staub setzt sich mehr. Er bleibt, schwebend,
Wie ein Gebet, das niemand formuliert hat.

Und doch, unter dem Schutt, hält ein leises Raunen an,
Ein verschütteter Schlag, als hielte die Erde selbst Erinnerung fest,
Nicht an ein Wort, nicht an einen Gesang, sondern an einen uralten, unzerlegbaren Atem,
Der Steine, Knochen, ausgelöschte Mauern durchdringt
Und an unsere Schläfen schlägt wie eine Uferlose Flut.
Man meint dort oben einen Schritt zu hören, doch niemand kommt,
Man meint einen Schimmer zu sehen, doch es ist nur ein Fünkchen Asche,
Und dennoch bleibt das Herz, eigensinnig, aufgerichtet gegen die Abwesenheit,
Wie ein unsinniger Wächter, der seinen Posten nicht verlässt,
Selbst wenn die Nacht selbst darauf verzichtet hat, zu dauern.

Nietzsche ist ein Leuchtturm, errichtet an den Rändern eines ozeans ohne Schiffe.

Er wollte Licht sein, Prophet nach dem Gott, Verkünder des Übermenschlichen,
Doch sie entschieden sich, der letzte Mensch zu sein, Schöpfer von Oberflächenglücken,
Ergebung in Zufriedenheit, zufrieden mit dem Wenigen einer sturmlosen Existenz,
Die Klippen meidend auf Inseln des Rückzugs, fern den Anfechtungen, dort, wo die schrillen
Schreie der Möwen die Stille auslöschen, wo die Wellen die weißen Strände schäumen
Und keine Spur zurücklassen, wo die Zeit aus den Ritzen der Felsen herüberflüstert,
Wo Tage die Nächte auslöschen, die Träume entlassen,
Wo Blicke nichts mehr sondieren und im Banalen zerbrechen, wo der Horizont
Zu fern ist, als dass das Meer seinen Ruf an die Küsten legte. Ein Paradies?
Das der Korallen als Klippen und der Silbefische, die im klaren Wasser schwimmen.

Auf diesen so sehr begehrten Inseln ist alles flach, es fehlen die Berge, die Tapferkeit fordern,
Es fehlt die hochzeitliche Eiche, die Erde und Himmel bindet, es fehlen
Die Rätsel, die man anderswo ritzte, auf einsamen Bänken, es fehlt der Steinweg,
Der die Welt neu zeichnet und jedem sein Licht gibt,
Es fehlt der Abgrund über dem dämmernden Wald, es fehlt die Trunkenheit der Kühnen,
Die Argonauten eines Lichts, tiefer als ein wolkenloses Azur,
Die unablässige Suche nach einem Stern am nächtlichen Himmel, unzugänglich, ungreifbar,

Und doch so klar, scharf im Herzen des Dunkels, eine Träne am Rand
Eines Auges, das sich noch wundern kann, zerrissen die hohen Segel der Schiffe
Der Abenteurer, der Entdecker der Welt, gespannt und hungrig nach dem Anderswo.

Doch eines Morgens, gleich allen anderen, sinkt das Licht wieder,
Gabe des sich erhebenden Gestirns, und aus der Ferne grüßt es ein schwaches Bötchen, das
das Meer

Mit zwei Rudern schneidet: an Bord ein Greis mit knotigen Händen, ausgestreckt
Dem Schweigen entgegen, die wogende See zerteilend, vom Horizont angezogen, vom Fernen
verschlungen,

Unsichtbar den Zurückgezogenen auf der Insel, die noch schlafen am Rand eines Traums, den
Das Erwachen auslöschen wird, tief vergraben im Licht eines Tages, der nichts bewahrt. Doch
er,

Dort drüben, weiter als alle Träume, schneidet mit seiner Mühe das Meer, tapfrer
Als die Wellen, bietet seine Kühnheit den Klippen zum Trotz, bricht mit
Beharrlichkeit die Gegenwinde, beugt sein Denken bis in den Grund seiner Barke,
Er rückt vor, von den Resten seiner Kraft, ungewiss seines Werdens – und dennoch strahlend.

Die Wellen regen sich und werden schwer, fortgerissen vom Wind, die Barke schwankt,
Dunkel der Himmel, den Lebenden entrückt, die Unermesslichkeit dieser Einsamkeit krönend,
Plötzlich donnernd, zerspringend in Blitzen, schüttet der Sturm wie ein Kind seine Tränen aus

–

Und hell dennoch der Blick dieses Mannes, der dem Unwetter trotzt, hoch die Stirn
Wie ein Schwert gegen den Wind, die Zähne gepresst, die alle Worte halten.

Dann wird das Meer zu Nebel, und er setzt die Fahrt fort, ohne Zeichen, ohne Sterne,
Nur sein Wille, irgendwo anzulegen, an den Rändern eines Anderswo, fern jener toten Inseln,
Die er im Morgengrauen verließ. Er kennt das Meer und all seine Fallen, die Sandbänke,
Auf denen alles versinkt, und die Klippen, die nur Wracks auf den Wellen lassen, Ruinen
Alter Fahrten, derer man sich fürchtet und die man am Ende begräbt.

Das Meer dehnt seine Anmaßung, und sie schlagen – seine Schaumfäuste gegen den mürben
Rumpf,

Der Himmel beugt sich, schwerer als die Flut, drohend mit göttlicher Wut,

Und er, über seine Altersschwere gebeugt, kämpft, pflügt die Wogen, eine Herausforderung

des Vergessens.

Er rudert ohne Zorn und Bitterkeit, und wenn er vorankommt, trunken von seiner Mühsal,
dann um nicht

Nachzugeben; jeder Einsatz gegen sich selbst ist eine Weigerung, ein wortloses Wort, ein
Gebet ohne

Gott. Und siehe: in die undurchdringliche Nacht fällt ein Blitz, eine zarte, flackernde Flamme,
Eine Aufhellung im nächtlichen Abgrund; dort drüben ragt ein Fels, unbewegt und stolz

In der Nacht dieser Wut, die ihn bestürmt; und auf dem Gipfel des Felsens ein Feuer, hoch,
fern, zäh.

Es ist kein Ruf, sondern eine Gegenwart: der Leuchtturm, errichtet an den Rändern des
Ozeans,

Ein Zeichen, dass der Weg nicht log – und der Greis legt endlich an im Licht.

PARIS, STADT DER SCHATTEN

Hospize, deren Fenster man schwärzt – Undurchsichtigkeit dessen,

Was intim ist, Gräber für Menschen, nicht tot genug

Und doch so wenig lebendig, Schatten ihres eigenen Lebens:

Das Leben? In Paris lebt man nicht, man strandet dort wie Pflastersteine,

Schwimmende Körper auf der Seine, und aus den Niederungen breitet sich der Schlamm,

Der zernagt, auflöst, verdaut ein Weniges zu viel – kaum ein Atem.

Über das feuchte Pflaster gleitet, im Morgennebel, eine Totenkarre:

Letzte Fahrt eines Vergessenen zum Friedhof der Sperrgüter.

Anderswo Frauen, gespannte Bäuche, sie klammern sich an die Wände

Der Entbindung, allein, ohne Männer, ohne Verwandte, ohne Freunde – nur dieser Bauch

Und das Kind, das zwischen den Eingeweiden seufzt, indem es schmutziges Wasser trinkt;

Sie klammert sich an diese Mauer aus Angst, sie könnte wegsacken und sie

Dem Zufall der stummen, durchsichtigen Straße überlassen; sie stöhnt ihren Schmerz

In die Taubheit der Welt, Passanten der Anonymität, blind vor Elend,

Ein Leben, das kaum stolpernd an den Rändern seiner eigenen Trägheit entlanggeht,

Abwesender Wille oder Müdigkeit einer Menge, in Regen mariniert.

Weiter weg und doch so nah: die Huren von Clichy, aufgereiht
Wie totes Holz, Blusen geöffnet über hohlen Brüsten,
Leer vom Zuviel an Milch, dargeboten den Zähnen der Wollust; knöcherne Beine
Unter Schleiern, zerrissen von allzu gierigen Händen; ausgemergelte Körper
Unter den Dolchen des Lasters, Blicke aus Asche und vergessene Tränen
In der Angst; drängen die Aasfresser über diese menschlichen Reste im
Schäbigen Winkel einer Gasse für zwei Sous – Darbringung an die Besudelung
Der Lieblosen, streunende Hunde auf leidenschaftslosen Trottoirs.

Salpêtrière, Korridor der Agonien, Wunden offen im eitrigen Blut,
Namenlose Schmerzen, zerdrückt auf Bänken; man leidet hier, in
Diesem Halbdunkel – doch niemals wird „man“, Lüge des Identischen,
Zum Gesicht von jemandem; fauliger Treffpunkt schäbiger Fälle – mehr
Als der Tod, der, blicklos, sie bald auslöschen wird, Beute der
Totenkarre, die über vom Sonnenlicht lauwarm gewordene Pflaster gleitet. Alles
Verschmiert in Schmerz, breitet sich aus wie Schlamm, klebrig,
Über die blauen Steine von Wegen ohne Ausgang – Nirgendwo heißt dieser Ort.

Gefängnis de la Santé, Wäscherei der Verbrechen und Vergehen, knirschend
Die Gitter der Zelle, steinern das Lager für die Schändlichen, zu trocken
Das Brot, begehrt von den Ratten; faulig das Wasser im Krug, wenn die Fliegen
Ertrunken sind; eintönig der Schritt des Gefangenen, schwerer als seine Ketten;
Regenschläge auf die Rücken der Gebeugten, Verachtung in den Schmähungen gegen Körper,
Vom Strahl der Dusche vereist; gesenkt die Stirnen über zu kurzen Schuhen;
Hasserfüllt die Wächter des Schweigens, dem die Tränen in den leeren Augen
Widerstehen; und die Nächte verrinnen, unter feuchten Tüchern – vielleicht träumend.

Zitternd die ausgestreckten Hände der Bettelei, auf den Boden gesenkt die Augen,
Die die Verachtung der Vorübergehenden meiden – unsichtbar diesen hastigen Blicken, die
Ihre Geschäfte tränken im Schweiß der Fabriken; es gab ihn, der die Hand aufhält für ein paar
Sous,
Einen dieser Zwangsarbeiter, die anderen Reichtum aus ihren geopfert Körpern machen,
ruiniert,
Abgenutzt von den willigen Mühen einer unmöglichen Gabe; und seine Hand zieht sich

zurück, müde,

Gestreckt zu sein, in den Tiegel seiner eigenen Tränen, vergossen im Schweigen des Vergessens.

Müßig wird er morgen ein weiteres Wrack auf dem Lauf der Seine sein, ohne jemanden, Der diese fragile Hand ergreift, die er zu oft ausgestreckt hat, ehe sie verlorenging.

Zusammengebrochen auf einer Bank, offener Mund, der Wein fließt ihm aus den Nasenlöchern; die Flasche, leer, liegt am Boden; seine Arme sind schwerer als jede Anstrengung; er liegt da in seiner Besäufnis,

Verlassen von der Scham, Abfall einer Stadt ohne Vergebung, einer erbarmungslosen Stadt, die sich

Im Alkohol vergisst. Die Zeit scheint angehalten; es gibt keine Stunde mehr für das Leben; unter der

Uhr der Kirchtürme klingt das Totengeläut; der Abend fällt wie ein Leichentuch auf die Stadt, im Sterben,

Bereits faulend in ihren schmutzigen Vorstädten. Ein Kind weint, allein auf dem Kirchplatz:

Es ist sein Vater, der ihn verlässt, im hölzernen Mantel, ohne Gebet, ohne Anwesende –

Das nutzlose Lebewohl an der Schwelle der Nicht-Wiederkehr: Gott, vielleicht müde, ist aus der Stadt geflohen.

DELIRE

Der höllische Bräutigam

Einige sind dort geblieben, im schwarzen Gemach des Wortes.

Das Feuer hat sie genommen, doch niemals zurückgegeben.

Für Roland M., einen Freund des Weges.

Wirst du mich hören, himmlischer Bräutigam, mich, die dir blind dient, treue Magd?

Wirst du taub sein für meine Not, für die Unreinheiten, an denen ich mich berausche, ich, die Unwürdige, für immer verlorene, hinweggetragen von den verfluchten Winden? Ich bin tot, schon

Lange tot für diese Treue; die dunkle Nacht hat mich von dir entfernt, ich bin die Beterin

Mit den Lippen, vernäht von Worten von unten, Worten eines Risses

Aus den Niederungen des Daseins. Nicht das Böse, oh nein, eher ein Zerschmettern,

Oder ein Aufbegehren vor dem Unrecht trügerischer Barmherzigkeiten, leerer Hände,
Ausgestreckt zur Verzweiflung – und du fragst mich, Göttlicher: welches Leben also hier
unten?

Ich bin die törichte Jungfrau, die letzte seiner Begegnungen, Geliebte des höllischen
Bräutigams.

Oh nein, er ist nicht der Teufel – nur ein Empörer, krank am Menschen,
Der sich begnügt, zufrieden mit seinem Elend, und doch Sanftmut eines Engels, eine Liebe.
Das ist wahr, und doch auch ein Übermaß an Leiden, heimgesucht von einem Schrei,
Einem Lästerwort, einem Verfluchten, der Steine in den Himmel wirft – und ich, die treue
Braut,

Ich bin seine Stimme, ich bin seine Worte, ich bin seine Tränen und seine Meineide, sein Blut.

Ein Gedicht seiner Verirrungen, seiner Wunden, seiner Barmherzigkeit manchmal, die Fassung
seiner Raserei.

Wie viele Tränen schon vergossen, wie viele noch zu kommen – und doch, ich wollte,
Später werde ich die Deine sein, du wirst mich auf das goldene Blatt schreiben, ich werde dein
Wort sein, wahr.

Das Leben ist mir eine Lüge: ich bin darin nichts als seine Worte, der Schaum seiner Qualen.
So sei es! Und schlage er mich noch, dass mein Blut fließe aus dem Tintenfass und mein
Schmerz verstumme. Ich bin nur sein Schatten, die tragische Kehrseite seiner Schritte.

Abgrund seines Scheiterns, ich bin der Grund der Welt – wären all diese Delirien die meinen,
diese unsäglichen Qualen? Ach was, ich bin nur Worte, Abfall hingeschleudert

An das Schild seines Gewissens, das Bekenntnis seiner Wahnsinne, und sein Stolz
Auch, der Schlamm, in dem er badet, die Spurrinnen, in die er fällt, die stinkenden Sümpfe,
Die er sich zur Ehre macht, seine Magie als Seher, Alchimie all dessen, was er erbricht.

Und ich dieses Ungeheuer, das in seinem Bauch fault, das verfluchtteste aller Verben,
Ich, nur mit Handschuhen lesbar, Elend dieser Hässlichkeit, ganz bekleidet im Schmutz,
Ertragen von den Verächtlichsten, von steinern die Herzen, die das Wort bewahren.

Sklavin dieses Eifersüchtigen, Seufzer der Hölle zu den törichten Jungfrauen, ausgelöscht
Am Horizont des Wortes – ein Dämon ja, niemals ein Gespenst, die Stimme eines Übels,
Dessen er sich berauscht, Nichts meiner Weisheit – und ich verdammt unter sein Joch, tot für

diese Welt,

Die niemals die meine ist. Stummheit des Grabes, darin verrottet meine Reinheit, Trauer,
Die ich meinem Schatten trage – zerbrochen von Tränen all die Worte, hingekritzelt auf
Das weiße Blatt meiner abwesenden Wünsche. Wer könnte mich abwesend machen,
ausradiert?

Einst war ich eine der ihren, edel und ernst wie die geraden Worte, die man in Gräber ritzt,
Nun ein Skelett im Spiel dieses Kindes, der Eiter eines Tintenfassens.

Er hat mich verführt, mich, das Gedicht der zerknüllten, zerrissenen, verratenen, gelästerten
Worte.

Wäre das ein Leben? „Das wahre Leben ist abwesend“ – nichts als eine Irre, geschleift
Auf dem Leichentuch der Welt, Sammlung unsinniger Worte, ein Auswurf auf die Schönheit,
Der schmutzige Harn seiner Gedanken über die Blumen, Abfluss des verendeten Wortes,
Ausgeweidet, entfleischt, knochig, das von seinen Lippen strandet, zerkaut, zerdrückt
Von seinen Bissen – Worte, tropfend von Syphilis, Graffiti an den Wänden der Latrinen,
Hinter einer verschlossenen Tür in Schamhand verborgen. Ist das der Band, von dem er
träumte,

Als er sein Dorf verließ? Er? Er schließt diese Tür niemals...

Zusammengekauert: Bruder Milotus hat seine Grimassen beendet und legt auf
Die Opfergabe das Tuch seines Vergessens. „Wir sind nicht in der Welt“ –
Gewiegt von Trunkenbolde und verbotenen Gelächter, Paris ausgeschnitten von Spott,
Erstickt von Giften, in Straßen voll Unrat, erstickt, sterbend.

Die Welt verbietet sich nur, indem sie ihren Schlamm aufwühlt – doch am Fuß der
Platanen wagen sich einige Blumen, Trotz einer siegreichen Schönheit,
Zarter Aufschwung dessen, was nicht tot ist, Lebenshauch im sinkenden Abend,
Zart, zitternd, schwankend wie der Schein einer Kerze in der dunklen Nacht.

Er ist ein Häuter, ein Abzieher der Haut, ein Vandal der Schönheit – doch sagt mir:
Was er aufschlitzt, was er zerreißt – ist es nicht Zeit, es wieder zu nähen?

Er sprach: „Ich habe bis zu meinem Namen erbrochen, du bist, Wurmteppich, die Scham
meines Fleisches.“

Doch es ist aus meinen Tränen, dass er seine Tinte macht, es ist mein Untergang, den er malt.

Er sprach: „Ich brauche dich nicht mehr, dieser Wahnsinn ist der meine, nackt, allein.“
Doch wer ist seine Geliebte, wer erwartet ihn, weiß, wenn ihm das Wort fehlt?
Er möchte mich auslöschen wie ein Reueauswurf auf der Straßenecke –
Es ist mein Gesicht, das er denkt, die finsternen Nächte, die Sterne der Beschimpfung.
Ich, verleugnet von all seinen Mündern – und sein Schweigen, sein Rückzug, sein Fliehen,
Ich höre sie, das Gemurmel meines Namens, zerknüllt im Schrei seiner Feder.

Ich bin der tote Brief, zerrissen, tief in eine Tasche geschoben, das Geheimnis,
Gekritzelt in den Rändern, die Streichung eines Geständnisses, der verfluchte Reim, die
Schmähung,
Die man halblaut spricht, das Wort zu viel manchmal, oder das, was fehlte.
Sein Missklang, die beschmutzte Harmonie, die er nicht mehr verlassen kann.
Gedicht der Verlegenheit – zu schön, um frei geliebt zu werden,
Zu wahr, um verschwiegen zu sein, zu schmutzig für ein Bekenntnis.
Und ich, die Ausgelöschte, irrend im Schatten seiner Hände, kriechend unter der Feder,
Wenn er fällt, so tief, vom Gipfel seines Stolzes – ich tröste ihn mit meinem Schweigen.

Ein Geheimnis erwartet ihn, anderswo, weit jenseits der Menschen – und er erhebt sich,
Spricht zu den Göttern, überrascht ihre Träume: „Bald“, sagt er, „bald werde ich dort sein!“
Wie soll man ihm glauben? Er lügt ohne es zu wollen, zärtlich, wie ein Kind.
Warum fortgehen? Es ist eine Finte, ein Traum im Vergessen seiner Ruinen.
Fortgehen – wohin? Das Universum, ganz und gar, ist befleckt von seinen Schreien.
Er hat seine Worte geworfen, wie Steine, auf die Schönheit, der er zu dienen vorgibt,
Voll Lärm seine langen Schweigen, voll Blut die Sanftheit, die ihn quält.
Ich habe seine Finsternisse getrunken, so oft, zu oft vielleicht – treues Ohr seiner Klagen.

Er sagt, er werde mich mitnehmen, dass das Alte mich bald wieder lachen lasse, seltsam,
Dass ich anderswo neu geboren werde, dass diese Welt niemals mehr war als Worte.
Aber ich bin nicht getäuscht: ich kenne seine Alchimie, seine verkleideten Gifte.
Er versprach mir das Azur, während er mich mit Schlamm bedeckte, meine Lippen biss.
Und doch... diese fremde Sanftheit in seiner Stimme, dieses Zittern so rein...
Vielleicht wird er sterben, ja, sterben an seinem Stolz, an seinen entstellten Visionen.
Und wenn er sich eines Tages erhebt, von einem Feuer nicht geraubt, sondern geschenkt,

göttlich das Feuer – dann

Will ich dort sein, Zeugin seines Aufstiegs, wie eine Schwester, wie ein Engel.

Hat er mich belogen? Vielleicht – so oft – und doch sah ich ihn zittern,

Wie ein geschlagenes Kind, das immer noch lieben, sich hingeben will.

Er spricht von einem unerkannten Anderswo, und schon in seinen Augen entzündet sich

Ein Unbekanntes, Öffnung zum Geheimnis einer Schönheit, verborgen in der

Hässlichkeit der Dinge. Wenn er sich verklären soll, dann werde ich es auch sein.

Und wenn sein Feuer mich wieder verbrennt, jenseits aller Verheißungen, niemals, nein,

Werde ich mich von ihm entfernen – denn ich bin sein Wort, er wollte mich lebendig, ein

Wort, das niemals zurücknimmt. Und in seinem neuen Gesang werde ich die Erhebung

öffnen.

„Eines Tages vielleicht wird er wunderbar verschwinden; doch ich muss

Wissen, wenn er aufsteigen soll in einen Himmel, dass ich ein wenig die Himmelfahrt

Meines kleinen Freundes sehe!“

NOCTURNE

Die Nacht hat den Tag umhüllt, Träume haben die Worte ersetzt,

Versunken im nächtlichen Spiegel, erloschen die Augen in schwarzen

Gemächern, Schweigen im Haus der Väter, im tiefen Wald

Ein Engel, den die Dornen entrissen, im Schrei der Schmerzen, blutig

Das Gesicht der Schwester, das Tier verrottet im Sumpf, ohne Gedächtnis,

Ohne Reue, abscheuliche Verdauung der Befleckung, weinend die Bäume

An den Rändern des Pfades, vergilbt die Blätter, fortgetragen vom Herbst,

Glitschig die Steine, verankert im Weg, flüchtig der Vogel der Nacht,

Fliehend die Ratten im dunklen Hof, wächsern der Mond, der nichts erhellt,

Ein Grab das Gemäuer, verwaist von der Kindheit, verschlossen der Garten des Lichts.

Von Stein die Nacht, die nichts durchbricht, ohne Echo das Flüstern des Bruders, der Wind

Zerschellt am Hügel, verschwindet im Gestein, kalt, so starr wie der Tod,

Ein Stern hat den Himmel ergriffen, ohne Glanz, ohne Verheißung, flackernde Flamme

Einer Kerze, die den Toten bewacht, zusammengedrängt im Sarg, abwesend das Leben, wenn

es

Nicht mehr in der Welt ist, gefangen das Gebet am Rand der Verzweiflung, hinweggetragen
Vom Schweigen dessen, der geht; der Beter ist nur noch ein Traum in der Mulde
Der Finsternis, ein zerbrochenes Wort in der Umarmung der Nacht, ein Blick, der sich schließt,
Lippen versiegelt, vernäht vom Faden des Schicksals, Hände gefaltet über dem Nichts
Einer endenden Geschichte, ausgehoben die Erde für die Ruhe des Menschen – er
verschwindet

In dichtem Nebel, undurchsichtig, ohne Vergebung. Wer erinnert sich an ihn?

Oration der Gesang des Bruders, emporgehoben auf den Hügel, die Worte verlieren sich im
Dornbusch, hängen an den Stacheln, bluten aus, was an Sinn blieb – und dann
Fallen sie, leicht wie tote Blätter, auf die Steine des Weges,

Unnütz, leerer noch als ein nächtlicher Himmel, wenn die Sterne gestorben sind, zerdrückt
Unter den Schritten eines hungrigen Fuchses, lauernd auf eine Abwesenheit, am Rand eines
Baches,

Der seine schwarzen Wasser dehnt. Ein Engel hat seine Flügel vergessen, die die Strömung
fortträgt,

Liegend die Kröte, die die Sterne fraß, ohne Spiegelung das Kristall seiner Augen,
Zerborsten die Früchte, gestrandet an den Ufern – überall hat der Tod seine Klinge abgelegt.
Bedeckt von Wracks der Boden unserer Ahnen, die Fragmente eines Bruchs, die Knochen
Der Welt verwehen im Staub – nichts bleibt, nicht einmal Schatten.

Relikte, die noch gingen vielleicht – doch gestorben das Feuer im Herd, es lässt
Nur Asche zurück, die ein letzter Wind aufwirbelt und sie ertränkt im Meer, Abgründe,
Bodenloses des Seins, wo nichts mehr ruht, Splitter ohne Licht, grau,
Die Nacht hat den Tag gefangen unter einem Vorhang aus Eisen, eingesperrt im stummen
Gestein.

Und der Engel hat seine Waffen niedergelegt an der Schwelle eines Nicht-Ortes, das
Nirgendwo

Einer zerfallenen Welt, eingestürzt unter den Worten, die sie verschweigen. In dieser Wüste
aus

Steinen seufzt der letzte Mensch und geht noch, erdrückt vom Schweigen.

Dann bleibt er stehen, fällt auf die Knie, beugt sich über den unergründlichen Abgrund
Seines eigenen Abgrunds. Eine Träne zieht über seine Wange eine Spur, die letzte. Ein Baum

Reicht ihm die Arme, und der Mensch, ohne Morgen, hängt sich daran mit einem letzten Satz...

DIE SEELE IST VOM FREMDEN AUF DER ERDE

Verblasst sind die Worte in der Durchsichtigkeit der Sprache,
und wenn sie noch klingen, hohle Steine, haben sie nichts mehr zu sagen,
Glocken, vom Wind geschüttelt – die Worte zeigen nichts mehr,
zerrissen von den Trümmern des Dunklen, Nacht der Welt, Einsturz,
die Worte schweigen, ausgehöhlt von der Raserei des Zuviel-Sagens, Staub
im Grund der Kehlen, ein Sabber rinnt aus zugenähten Lippen, verlötet,
Spritzer gleiten über kalten Boden, klebrige Spucke hängt an
den Rändern stehender Wasser, Schürfwunden an dornigen Büschen
und steinigen Wegen, schneidend die Worte von unsagbaren Wunden,
verendend die Rede unter dem Gewicht der Welt, zu schwer.

Im nächtlichen Wald schweigsam der Bruder, man hört nur seine Tränen,
und unter den Armen einer Eiche schmerzlich und ohnmächtig die Schwester,
geschminkt vom Licht eines mondhellen Spiegelglanzes, wächserner Farbe,
erstarrend alle Gesichter, der Tod breitet sich auf seinem Staubbett aus,
Seufzer der Seele, den ein letzter Schluchzer erstickt, opak und tödlich
die Nacht ohne Namen, ohne Rast und ohne Ende; das Tier taucht aus dem Teich,
ganz in Schlamm gekleidet, Dornen entrissen dem Busch des Engels,
gestürzt, ohne Flügel, Lider zu schwer für einen Blick, blind
irrend auf den Aschen der Welt, seine Augen zerstoichen vom Tag, zu
hell, blendend, trügerisch – alles verdunkelt sich im Licht.

Eintauchen ins Fremde: alles scheint gleich und doch
gleicht nichts mehr, Auflösung im Nebel eines
abwesenden Sagens, ein Anderswo ausgehöhlt im Hier, ein Falz im Schleier,
im Schleier, den sich die Welt umhängt, Leichentuch des Scheins, das
dann vergeht, zerfressen vom Gewimmel, Sumpf wird die Welt und darin
ertrinken die Chimären, Träume, die der Finsternis trotzen am Schwellenrand
des Schweigens dunkler Zimmer, stumm der Spiegel, der nur das Fremde sagt,

die Stufen, die unter unsicherem Schritt nachgeben, haltlos
die Wände, die sich von unseren Nachtwegen lösen, fern und glatt
wie Schrumpfhäute, gefroren der Boden, der uns aufnimmt – Schrecken!

Endlich öffnet sich die Tür, Verwirrung der Erscheinungen, auf der Kommode, offen,
ein Buch, ohne Autor und ohne Titel, seine weißen Seiten laufen leer, ausgelöscht
die Tinte der Worte – die Leere schreibt sich nicht, Rückkehr ins Tintenfass dessen, der einst
lag, ein Traum aufgehängt am Ungesagten, die tiefe Nacht ist ein Löschblatt.

In den Falten der Vorhänge haben die Zeiger der Uhr nichts mehr zu weben,
aufgehoben der Augenblick, erstarrt in der ewigen Gegenwart, auf dem Eichentisch
ist das Tuch gefaltet, Unendlichkeit öffnet die kleinsten Dinge – entfalte!

Und auf dem dicken Teppich die Knochen des Vaters, verstreute Fragmente eines
unmöglichen

Lebens, das Irreale einer Abwesenheit: «Die Seele ist vom Fremden auf der Erde.»

GOTT IST TOT?

Nacht der Welt – ich verirre mich in den Finsternissen,
ich bin nur noch Asche, jeder Schimmer von mir genommen;
der Glaube meiner Ahnen, von wenigen Menschen noch bewahrt,
der Glaube an meinen Ursprung, das stumme Wort des Heils –
wird er mir helfen, diese nächtliche Wüste zu durchqueren?

Blut strömt in mein Bewusstsein, eine leblose Seele,
und der Mord bemächtigt sich meines Geistes, Zerstörung;
im dunklen Licht einer ewigen Nacht
steige ich aus meinem Grab und erhebe mich zu den Himmeln,
vergebliche Hoffnung des Unvergebenen, ich warte auf Verdammnis.

Doch der Himmel platzt auf in Blut, infamer und feuriger Regen
von Raketen und Bomben über ein Land des Schweigens,
gebt mir das Vergebliche und behaltet euch das Brot!

Quälend sind die Stimmen, die in meinem schweren Kopf widerhallen,
lebt Gott noch, oder ist er längst tot in diesem namenlosen Land?

Wie Ströme fließt das Böse durch die Ebenen des Orients,
und Gaza stirbt unter dem Gewicht der Ruinen, trotziger Staub;
Kinder schwimmen im Kummer, Generäle töten, rauben,
kriegerische Raserei, die niemals ein Morgen haben wird –
verdammte seien die Schweine dieses unwürdigen Krieges, ohne Menschlichkeit.

Wenn alles zu Staub wird, gibt es keine Seele mehr auszugraben,
kein Vertrauen mehr, wenn Korruption, Verbrechen und Reden,
das Credo der Ungerechten, alles unter den Trümmern begraben haben,
nur ein leeres, gebrochenes Land hinterlassend, dem Leben verboten.
Wird dieser Albtraum eines Tages enden? Sagt es, ihr, die es wisst...
Wann wird mein Kopf leer werden von seinen dunklen Qualen?
Wer kennt die Wahrheit, wer wird den Mut, den Willen dazu haben?
Sagt mir! Ist Gott wirklich tot und auch das Licht?

Meine Gedanken sind zerbrechlich, und bis zu meinem letzten Atemzug
will ich sie schützen; ich lasse die Welt ihrem Tod
und fliehe in Träume, den Tod allen Denkens.
Soll ich Mitleid empfinden mit denen, die alles zerstören
bis zum Moment der Erlösung – doch wann? Und wer?
Mit Gott und Satan an meiner Seite, undenkbarer Vereinigung –
aus den tiefsten Finsternissen wird das Licht hervorbrechen.

So viele Rätsel wirbeln in meinem Kopf, ein eiskalter Wind,
und doch wage ich nicht zu glauben, dass Gott tot ist – niemals!
Wohin fliehen, wo sich verbergen, wenn nichts dem Blick der Bestie entkommt?
Werden wir uns wiedersehen, eines Tages vielleicht, jenseits des Abgrunds?
Kann man noch ein einziges Wort glauben von dem, was geschrieben wurde,
das heilige Buch – oder war es nur eine schöne Geschichte,
ein Märchen, um Träume zu verzaubern, eine weitere Lüge im Chaos der Welt?
Sie sagen, Gott sei tot, der ungerechte Mensch habe alle Rechte,
unsere Erde gehöre ihm, das Reich seiner verfluchten Zerstörung.

Doch ich glaube nichts davon – und die Kinder von Gaza sterben, Verrat
der Herren der Welt, die Welt... ein Teich aus Asche und Wut;
und der Mensch ist zu menschlich, um die Götter zu umarmen,
um im Blick des Kindes das stumme Wort zu erkennen, das uns das Heilige sagt.
Unwürdig seiner eigenen Götter ist, wer die Unschuld opfert,
Abrahams Scheiterhaufen, auf dem der Sohn der göttlichen Wut dargebracht wird,
abscheuliche Komplizenschaft, mit der der Unreine sein Verbrechen rechtfertigt
und alles menschliche Böse – und doch werde ich niemals glauben, dass Gott tot ist,
solange im leuchtenden Blick eines Kindes ein Keim von Hoffnung und Erlösung überlebt.

DER ALTE UND DAS KIND

DAS WEINENDE KIND

An den Tränen dieses Kindes – wie viele sind daran zugrunde gegangen?

Man berichtet, dass die Flammen alles verzehrt haben,

Wer nur einen Tag lang von diesem Bild bewohnt war:

Seltsamer Fluch eines traurigen Blickes!

Wirst du sagen, welcher Kummer deine Wangen benetzt,

Welche tiefe Traurigkeit deine Seele durchströmt?

Nein! Du wirst nichts sagen, deine Kehle ist zu eng,

Du sprichst mit Tränen, und niemand ist beleidigt!

Sind die Tränen eines Kindes immer Zeichen der Gesundheit,

Oder eines allzu großen Leids, das sich nicht äußern kann?

Von welcher geheimen Qual ist dein Herz zerfressen,

Welche Schrecken des Lebens lassen es plötzlich erstarren?

Welche aufmerksamen Ohren können diesem Leid lauschen,

Und sich wappnen mit Geduld, um deine Tränen zu trocknen?

Wer will Kindertränen an die Wand nageln

Und mit dieser Schande sein Haus schmücken?

Ich gestehe, ich verstehe solche Wahnsinnigen nicht:

Es ist das Kinderlachen, mit dem man sich umgibt!

Warum also die Tränen an die Wände heften:

So gut gemalt das Bild – was ist die Wahrheit darin?

Zweifellos hat man die Frage zu wenig gestellt:

Das Kind – für eine Dummheit vom Vater bestraft!

Mit solchen Redensarten beruhigt man sich gern,

Ein Bild der Drohung den kleinen Bosheiten entgegenzustellen.

Plötzlich wird mir übel bei solchen Erwägungen:

Aus Kindertränen ein Pflichtprogramm machen!

Mögen Asche werden die Mauern solcher Gesetze:

Nie werden Kindertränen verdient sein!

Es sind nicht die Tränen, die die Augen sprechen lassen:

Sie sind nur Zeichen eines Schweigens voller Schmerz.

Die Tränen sind ein Murmeln, ein bewohntes Schweigen,

Von dem, was man nicht sagen kann, so sehr sind die Worte verbraucht.

Es gibt solche Leiden, die man nicht erzählen kann,

Tödliche Schmerzen, die die Seele quälen,

Eine innere Wunde, deren Träne vergossenes Blut ist:

Im Blick spricht sich aus, was man nicht benennen kann.

Denn bis an den Rand der Augen ist das Übel gestiegen,

Und es ist mit Tränen, dass es sich dort zeigt;

Doch was ist dies für ein Leid, das den Blick umhüllt,

Welcher inneren Natur darf man es wohl verdächtigen?

Tränen sind ein Fluss, der uns davonträgt,

Nur ein Bruchstück des inneren Wracks wird sichtbar;

Doch unser Blick bleibt haften an den befleckten Wangen,

Und das, was sich ergießt, bleibt uns verborgen.

Und das Kind sieht uns an mit seinem verstörten Blick

Und erkennt, dass niemand sich um sein Unglück kümmert,

Denn nichts erfasst das unterdrückte Schluchzen

Außer ein stöhnendes Murmeln, das es nicht erträgt.

Da es unverstanden ist, hat sich das Kind geflüchtet

In den Schoß seines Schmerzes, den es nicht mehr zeigen will;

Mit einer Handbewegung trocknet es seine Pein:

Es kehrt in sich zurück, um sich vor anderen zu verbergen.

Und die Seinen begnügen sich mit einem schnell vergessenen Leid:

Es kommt vor, dass ein Kind keinen Grund zum Weinen hat

Außer Übermüdung oder einem versagten Vergnügen,
So viele gute Gründe, die die schlechtesten sind.

Wenn es beim Abendessen nichts essen wollte,
Dann weil sein zarter Körper ins Bett gehört;
Man verabschiedet seinen Aufbruch mit einem nachlässigen Lächeln:
Der Schlaf seiner Pein wird das Kind gereinigt haben.

Das Kind scheint eingeschlafen, es ist nutzlos zu wachen,
Und auf unser gutes Gewissen breitet sich das Vergessen;
Unsere Skrupel sind im Schlaf von Träumen ausgelöscht,
Doch unter seinen Decken hat das Kind wieder zu weinen begonnen.

Die Nacht ist vorüber, es ist Zeit aufzustehen!
Das Kind ist eingeschlafen auf einem nassen Kissen:
Damit nichts sichtbar sei, muss es das Kissen wenden
Und so tun, als lächle es seinen eilenden Eltern zu.

Auf den Schulbänken hat sich das Kind isoliert
Und sieht nichts von der Klasse als sein aufgeschlagenes Buch;
Dem Lehrer, der sich wundert, sagt es, es sei müde,
Denn von Schlaflosigkeit geplagt, war seine Nacht verkürzt.

Wegen seines Schlafmangels wird das Kind entschuldigt,
Und aus Güte erlaubt ihm der Lehrer zu träumen;
Doch woran mag dieses Kind, das wacht, wohl denken,
Wenn nicht an das Leid, das seine Seele verwundet?

Wenn die letzte Rechnung die Stunde der Pause schlägt,
Hat sich das Kind in eine Ecke des Hofes zurückgezogen:
Es hört nichts von den Gelächter, die alles beleben,
Denn es ist ganz verloren in seinen Gedanken.

Zurück nach Hause in einem mitleidlosen Bus:
Es kennt nur die Scheibe, das Übrige bleibt ihm fremd;

Schon öffnet sich die Tür, die Eltern sind heimgekehrt,
Doch nichts anderes erwartet es als Brot zum Imbiss.

Auf einer Ecke des Tisches bereitet es sein Diktat vor,
Den Worten der Mutter passt es seine Sätze an,
Die sie doch nicht hören kann, beim Essen zerstreut;
Das Schweigen des Vaters entschuldigt sich mit dem Fernsehen.

Von den dreien, die sich an den gedeckten Tisch setzen,
Hat jeder sein eigenes schweigendes Mahl;
Sind die Teller geleert, wandern sie in die Spüle:
Ohne sich umzusehen, geht das Kind zu Bett.

Warum sollte es auch, alles scheint es zu übersehen:
Das Klirren des Geschirrs, das andere vom Fernsehen;
Der Hund auf dem Teppich gleicht einer Puppe,
Einem Spielzeug ohne Seele, dessen Batterie leer ist!

Auf dem Bild an der Wand haben sich die Augen geschlossen
Und nichts fließt mehr über sein ergrautes Gesicht;
Vom hängenden Gemälde bleibt nur der Tod:
Ein Kind hat sich erhängt, man kann es abhängen!

DER DURCHSICHTIGE ALTE

« Verbitterter Mann, der er ist
Sein ganzes Leben lang immer dasselbe
Hat er unablässig gekämpft
Einen Kampf, den er nicht gewinnen kann
Der müde Mann, den sie sehen, kümmert sich nun um nichts mehr
Der alte Mann bereitet sich vor
Widerwillig zu sterben
Dieser alte Mann bin ich. »
(Metallica, « The Unforgiven », Auszug)

Jeden Tag ist er da, in seinem geliehenen Sessel, niemals der eigene,
Ein Kleidungsstück zu weit für seinen zerbrechlichen, abgemagerten, zerrissenen Körper.
Er blickt durch die Scheibe auf die Welt, die neben ihm verrinnt,
Eine fliehende, verirrte Welt, die seinen Blick niemals kreuzt, ein Vergessener,
Ein Unsichtbarer, so durchsichtig wie die Scheibe, die ihn vom Leben einschließt.
Ach ja, man grüßt ihn freundlich und laut – ist er nicht taub –,
Dieser Alte, düster wie Kinder, wenn sie eine Welt entdecken,
Die ihrer Größe entspricht, ohne Kunstgriffe, ohne Lügen, ohne Schein.

Ein Pfleger reicht ihm freundlich ein Malbuch, ein Kartenspiel,
Ein Wort der Aufmunterung zu einem leeren Teller, eine Zeichnung, die er kaum
Auf das weiße Blatt bringt – weiß wie seine Erinnerungen, die Lacher und
Die Tränen auch, wenn ein Freund geht, von wo man niemals zurückkehrt!
Vage stammelt er ein paar Worte, ein Bild, einen Schrei seiner Erinnerung,
Doch schon hat sich der Pfleger umgedreht und geht, vergessend, was sich so fragil
Eben noch öffnen wollte, und die Lippen schließen sich über ein Aschenwort,
Das in der Kehle verlöscht, und die Augen schließen sich, als wollten sie noch einmal leben,
In einer bitteren Einsamkeit, was man nicht hören wollte – das Stimmeln
Eines Mannes aus einer anderen Zeit, der sich doch an die Jahreszeiten erinnert
Und an die Langsamkeit der Zeit, die sich nimmt, bevor sie uns nimmt. Aber dort,
In dem dunklen Saal, reihen sich die Sessel wie stumme Gräber,
Die Uhren haben aufgehört zu gehen, man stirbt im Rhythmus der Dienste, der Kinderspiele,
Der Mahlzeiten, des Spaziergangs, der freundlichen Gesten, der Nächte,
Die alles auslöschen, und die Betten erinnern sich an diese vergossenen Tränen, an die Reue,
An die Abwesenzen, an die Besuche, die man nicht mehr erwartet, an den Tod, der winkt.

Ein neuer Morgen, der Alte erwacht zu den Qualen des kommenden Tages, wie
All die anderen: eine Scheibe auf eine nichtexistierende Welt, fortgetragen vom
Heimtückischen Wind der Geschäfte, eine weitere Zeichnung, die er mit zitternder Hand
verrät,

Ein Mahl, abgestimmt auf sein hohes Alter, ohne Geschmack, ohne Relief, ohne Seele;
Ein Brief seiner Kinder: Hier ist alles gut, die Kinder wachsen und der Hund
Schläft auf dem Sofa, wir kommen am Sonntag, sofern das Wetter

Einen Spaziergang erlaubt und wir bis dahin nichts anderes zu tun haben.
Und der Alte, in seinem zu großen Sessel, wiegt sich in Illusionen, er wird warten
Bis Sonntag, dass ihm ein Lächeln kommt – was macht es ihm, wenn es ein falsches ist.
Er hat nichts anderes zu hoffen, die Zeit zu füllen, die bleibt bis zu seinem letzten
Tag, dem seines letzten Schweigens, gleich all den anderen, wenn man ihn nicht
Mehr hört, eine Stoffpuppe für Pfleger, so diskret wie
Dieser Tod, den er erwartet, letzte Hoffnung eines Schiffbrüchigen einer Geschichte, die man
vergisst.

DER ALTE

Weißt du, manchmal träume ich noch, dass der Wind zu mir spricht,
dass er Namen flüstert, die niemand mehr ausspricht.
Man hat meine Erinnerungen in Schachteln ohne Etikett verstaut,
und man nennt das „Pflege“.
Doch was ich erwartete, war ein Blick, keine Prozedur.
Wenn ich sage, dass mir kalt ist, geben sie mir eine Decke.
Aber was ich wollte, war eine Hand.

DAS KIND

Mir ist auch manchmal kalt,
aber das ist eine Kälte, die man nicht sieht.
Ein Luftzug im Herzen, wenn alle reden ohne mich.
Man sagt mir, ich müsse lernen, groß zu sein,
aber man bringt mir nie bei, ich selbst zu sein.
Man reicht mir Antworten, noch bevor ich meine Fragen zu Ende gestellt habe.
Und die Antworten sind immer zu kurz.

DER ALTE

Es gibt ein Alter, in dem man nicht mehr die Jahre zählt,
sondern die Abwesenden.
Die Stimmen, die nur noch drinnen nachhallen.
Und man spricht weiter, flüstert den Wänden zu,
nicht um gehört zu werden, sondern um nicht zu verschwinden.

Weißt du, man verschwindet lange vor dem Tod.
Man verschwindet, sobald man nicht mehr gehört wird.

DAS KIND

Und ich werde kaum geboren,
aber ich habe das Gefühl, dass man mich schon vergisst.
Ich schaue die Großen an:
sie sind da, ohne da zu sein.
Ihre Augen sind schneller als ihre Gesten,
ihre Gesten schneller als ihr Denken.
Ich möchte sie verlangsamen,
aber meine Worte sind zu klein.

DER ALTE

Dann lass uns beide hierbleiben.
Am Rand sitzen wie zwei Fußnoten,
die der Autor geschrieben hat, ohne sie zu lesen.
Wir sind der Anfang und das Ende
eines Gedichts, das der Erwachsene unterbrechen wollte.
Aber solange es deinen Blick und meine Erinnerung gibt,
bleibt noch eine Strophe zu schreiben.

DAS KIND

Und in dieser Strophe will ich schreien,
nicht vor Zorn, sondern vor Licht.
Sagen, dass ich da bin, dass ich mehr wert bin als ein Zeugnis,
als eine Leistung, als ein Stundenplan.
Sagen, dass ich lebe, auch wenn ich Lärm mache,
auch wenn ich von der Welt verkehrt herum träume.

DER ALTE

Weißt du, ich will nicht, dass mein letztes Wort eine Entschuldigung ist.
Kein erbetenes Verzeihen,

sondern eine Erinnerung, die man aufnimmt.
Ich will aufrecht sterben, in jemandes Kopf.
Nicht sitzend, vergessen in einem zu sauberen Sessel.

DAS KIND

Dann lass uns zusammen schreiben,
keine Lektion,
sondern eine Erinnerung für die, die zu schnell laufen.
Eine Spur, die sagt: Hier hat ein Kind gesprochen,
und ein Alter hat geantwortet.

ERINNERUNGEN ...

Die Erinnerung schließt man nicht in eine Truhe, deren Schlüssel man wegwerfen könnte;
die Vergangenheit ist klebrig, haftet an unseren Schuhen und löst sich nie ab.

Man schleppt sie hinter sich her wie ein Gepäck, ein Schatten der Gegenwart,
das zu schwere Gewicht eines immer fliehenden Lichts.

Man erinnert sich an alles – oder fast; manchmal zeichnet das Gedächtnis die Konturen neu,
gnädig,

und erleichtert das Gewicht dieser Koffer, die wir auf den Schultern tragen

wie ein Kobold, der murmelt, an unsere Ohren klopft – Illusion –,

die Erinnerungen ziehen sich zusammen, machen Platz für andere Erinnerungen,

eine unvollendete Sammlung all der Augenblicke,

die das Gewicht des Erinnerns ohne Maß, ohne Grenze beschweren.

Und du – erinnerst du dich an alles, was dir im Rücken geschieht beim Gehen?

Es ist ein großes Buch, dessen Seiten das Gedächtnis unaufhörlich umblättert,

blind für all das, was uns beschwert, was den Schritt verlangsamt und dann erlischt,

erloschen an den Rändern eines steinigen Weges der Erinnerung, Böschung

unserer Wege und unserer Umwege; müde stolpert der Geist und zieht sich zurück

in den Schatten eines Busches am Rand unseres Werdens, der Morgen,

den man in der Höhlung einer bitteren, leeren Gegenwart aufschiebt.

Doch auch die Böschungen schleichen sich in unser Gepäck, Ohnmacht des Vergessens –

du weißt es doch: nichts von dem „Es war“ verlässt uns,

es zieht sich nur in das Schweigen des Vergessens zurück;

nie überschreitet die Erinnerung die Tore eines Friedhofs,

sie zerreißt alle Gräber, lässt die Blumen welken, aber keinen Namen löscht sie aus.

Du sprichst von den Gestern, doch was ist das?

Eine Träne im Augenwinkel, ein Lächeln auf den Lippen;

so wiegst du die Erinnerungen auf der Waage

einer Gegenwart, so schwer wie die Welt, so leicht wie der Wind,

der alles fortträgt zu anderen Erinnerungen, morgigen Tagen,

die sich am Grund unserer Koffer stapeln.

Das Leben ist nur die Geschichte der Ephemerer, die sich ablösen

und dann in diesem Gepäck verstauen, das uns immer begleitet, wohin wir auch gehen, was wir auch wollen und alles, was wir nicht mehr wollen. Dann betest du, flehst den abwesenden Himmel der Erinnerungen an, er möge dir das Vergessen schenken – doch was kann er tun, wenn er kein Gedächtnis hat? Die Wolken nehmen kein Gepäck mit sich, der Wind treibt sie – kein Leben, kein „Es war“.

Ach, ich sehe, du versteckst dich hinter den Schatten, eine Vergangenheit ohne Geschichte, ein Bach kaum fließend, ohne Ufer und ohne Bild. Du zeichnest dein Leben neu wie andere eine Landschaft, eine Wüste aus Sand, die du durchquerst, ohne dich je umzudrehen – worauf auch? Alles gleicht sich und endet damit, sich zu verwechseln, bevor es verschwindet, Abflussloch des Gedächtnisses der Welt, Auflösung des Unnützen, das Fehlen eines „Es war nie“.

Nichts als deine Schritte, die auf den Boden schlagen, ohne dass dort die geringste Spur bleibt.

Die Vergangenheit bedeckt sich mit dem Staub der Geschichte, einer Geschichte, deiner, eines Lebens kaum, eines Abenteuers ohne Morgen, das deinen Schritt in der Höhlung eines Koffers zeichnen würde, die Kiste der Erinnerungen, die die Zeit gefangen hält, all die Bilder, die man ansieht und sich sagt: Leben – es war nicht umsonst.

Doch du, Spurenloser – existierst du wirklich, oder bist du nur eine Illusion, nicht einmal das Echo eines Abgrundes, der unaufhörlich deine eigene Stimme zurückwirft? Bist du nicht das Schweigen, die Auslöschung deines Seins, falls es war, im Einsturz der Sprache, das Nicht-Sagen von in sich zusammengefallenen Worten, die Masken einer Erinnerung ohne Gedächtnis?

Du zweifelst, und ich weiß es, denn nichts bleibt, wo das Wort sich auflöst.

Und doch ...

Ein König ist ohne Untertanen, wenn er keinen Thron hat, er irrt, Ödipus, unter den Schatten.

Aber sich die Augen ausstechen reicht nicht,
wenn dir noch eines in der Tasche bleibt – das Auge,
das seine Nutzlosigkeit im Spiegel sieht,
das hineinschaut und doch nie mehr als sich selbst erblickt,
ohne Verheißung eines kommenden Lichts.

Ist das wahre Leben in dieser Welt der Oberfläche abwesend?
Nein, es sind die Worte, die fehlen,
denn nichts, nichts mehr, bezeichnet sich, alles schweigt.

DER NIEDERGANG DES GEISTES

(Inspiziert von „Geistliche Dämmerung“ von Georg Trakl)

Dämmerung! Schweigsam dehnt sich mein Schritt auf dem Steinweg,
Am Saum der ersten Bäume ein dunkles Wild,
Flieht in die Nacht, ausgelöscht von der Finsternis, die uns umarmt,
Der Abendwind, stumm, stößt an den Hügel und verhallt,
Verweht im Gestein, kalt, undurchdringlich, Erinnerung an eine
Andere Zeit vielleicht, bemoost wie ein uralter Stein,
Dornig das Gebüsch, worin das Tier sich verbarg, zerronnen das Blau
Der friedlichen Abende, Totenstille im Wald, schwerer
Als alle Grabsteine, wortkarg die Bäume, keine Gegenwart.

Die Amsel, klagend, hat ihren Schnabel verschlossen, in ihrem Schlund das Lied,
Das die Morgen wiegte, und die Flöten des Herbstes, die kein Wind trägt,
Verstummen im Schatten der Schilfrohre, erstarrt die Welt in
Den Armen der Nacht, erstickt vom Dunkel, das den Himmel beschwert,
Am Boden das Firmament, wenn die Sterne schweigen, zerrissen der Himmel,
Ausbreitet über die Erde, Fragmente verloren im Staub,
Tränen vertrocknet durch die Asche eines erlöschenden Herdfeuers,
Hohl die Gedanken des Wanderers, die tiefe Nacht hat alle
Seine Worte zerfressen, seine Lippen zugenäht mit den unsichtbaren Fäden
Des Untergangs dessen, was gestern noch Welt war, des Nicht-Da schweigsam des Nichts.

Und auf seinem Kahn, eine schwarze Wolke, überquert er den Teich, worin der Himmel ertrank,
Bedeckt von Sternen die nächtlichen Wasser, und darunter das Tier,
Das im Schlamm verdirbt, das Leben belauernd wie andere einen Toten wachen,
Zittriges Licht einer Kerze, die sich vergießt über das Gesicht des Toten,
Wächsern, gespannter als die Saiten einer Harfe,
So starr wie ein Holz, gefallen vom Baum, vom Blitz erschlagen,
Und er, zerrissener als die Trunkenheit, Leib treibend auf den Fluten, ziellos,
Vom Schweigen getragen bis an den Rand seines Sturzes, Abgrund seines Augenblicks,
Seine Seele am Rand der Lippen, gierig nach jedem Laut, nach jedem Wort, nach jedem Gedanken,
Dreht er im Kreis sein Schicksal auf den schwarzen Wassern.

Während er sinkt, besiegt von seinem Nichts, ertönt die weiße Stimme,
Die mondhaft der Schwester, ein Murmeln, das die Stille dieser Finsternis trotzt,
Der Geist, gefangen von der Nacht, wollte sie hören, sich forttragen lassen
Von diesem fragilen Licht, über das tiefe Wasser segeln zu einem helleren Morgen,
Ein Anderswo dieser Erde, die ihn zum Fremden machte, unbewohnbar,
Also richtet er sich auf und mit seinen Armen, ausgestreckt, bewegt er die Ruder,
Er spaltet die Wasser mit dem Gewicht seiner Hoffnung, geheftet an den Horizont, Erbe
Seiner Träume, doch der Horizont weicht zurück, immer ferner, jenseits
Seiner Tränen und seiner Sehnsucht, dem, was er nur erwartet hat, aber
Seine Mühe ist vergeblich, dieser Teich, in dem er fährt, hat keine Ufer zum Anlanden.

HERBST

Herbst! Tränen eines Sommers, verfaulend im Infamen,
Modrig in schwarzem Schlamm unter dem sternenbesäten Teich,
Das Tier ist erwacht, Hass verzehrt das Herz, wenn der Freund,
Lust, im immergrünen Garten das strahlende Kind opfert.
Düster der Bruder, wenn er sterben sieht in den Augen
Der Schwester das unschuldige Licht.

Grauen! Blumen in Trauer, gebadet im Blut, purpurn,
Der Tod erhebt sich, knochig und böseartig. Auf dem schwarzen Altar das blutende Brot,
Es wandelt sich zu Stein, Sabbat der Trauernden im Schweigen
Des Vaters, stumm die Mutter in der dunklen Kammer, steinern
Der Blick der Schwester, Statuen der Götter in Trümmern im Garten
Des alten unbewohnten Schlosses, erloschen die Kindheitsträume
Im Haus der Väter.

Nacht! Dunkel die Türme, die den Himmel umarmten,
Grau und still die Glocken, aufgehängt am sinkenden Himmel,
Zorn der Götter in zuckenden Blitzen, staubig die Mauern,
Erschüttert vom Sturm, Schatten der Nacht weinen, Steine,
Über die Erinnerung des Bruders, dessen Schritt verwundet auf dem Dornenweg,
Entblättert der Zweig der Taube, schwer, so schwer, die Nacht
Beugt den Rücken des Einsamen, zitternd die Bäume im verfluchten Wind,
Blutbefleckt der Schleier des Engels, herausgerissen aus dem Busch, kalt
Die Finger, die den Weißdorn berühren, tot die silbernen Fische
In den Wassern der Quelle, blutend das Herz des Bruders, gefangen
Von Lügen, unheilvoll der Gesang auf seinen steinernen Lippen,
Zugenäht vom Unnennbaren.

Das Böse! Metamorphose der Frucht, gefallen und verrottend auf dem gelben Gras
Des herbstlichen Gartens, Schmerz an den Dornen der Brombeere,
Vertrocknet der Holunder, ein Leichnam, aufgehängt im Sternengarten,
Gefangen die Amsel, die einst die verlassene Kindheit bezauberte,
Zerfallen die Lächeln im goldenen Haar, aufgehängt die Zeit
Über diesem Garten der blühenden Versprechen, erstickt die Rosen
Im Schatten der Disteln.

Schweigen! Der Schwester zum Gesang des Bruders auf dem nächtlichen Weg,
Kristallen ihr Blick, wenn er in Tränen zerbricht, in den Augen
Der Kröte, die den gefangenen Stern bewundert, kalt der Stein am Ufer
Des Baches, wenn sich darin der Freund verliert, mit zitternden Händen erdrückt
Unter der Schuld und dann schreitet, speichelnder und flammender Wolf,

Auf dem Weg seiner Verbrechen. Verwundet die Wanderin in ihrer beschmutzten Erinnerung,
Auf ihm ihr Blut, dem Bruder bleibt es, das Leiden zu tragen.

Friede! In dem Schlamm des Teiches ist das Tier wieder eingeschlafen,
Psalm der Gesang des Bruders in der tiefen Stille der heilenden Nacht,
Im Chor die Lerchen am Rand des steinigen Feldes,
Melancholisches Lächeln im Gesicht der Schwester, dem Geliebten
Das goldene Haar: tot ist das Leben, doch Leben auch der Tod...

DER EINSTURZ

Über das Grab gebeugt und nunmehr stumm ist der Mensch allein
Unter den Seinen, Gefangener dieses nutzlosen Wortes, das sich
Unter seinen Füßen ausbreitet, die Worte sind Muscheln, so hohl wie der Wind,
Steine, geworfen in einen leeren Himmel, die lautlos zurückfallen,
Das vergebliche Gebet eines Beters auf den Knien auf einem Boden, der sich entzieht,
Schiffbruch des Denkens an der Schwelle des Unsagbaren, Umherirren im
Unbenennbaren, Einsturz der Welt in den Abgrund der Sprache,
Schweres, erdrückendes Schweigen der Dinge, die man nie sagen kann,
Auflösung des Seins im Wort, das versagt, unmöglich die Grundlegung
Des Wenigen, das bleibt, wenn das Meer alle Ströme verschlingt.

Leer sind nun unsere Ohren, der Raum ist zu schwer, um zu schwingen,
Die Blicke, erloschen, sprechen nicht mehr, nichts wird gesehen von dem,
Was man nicht sagen kann, Verflüchtigung, herabsinkend die Hände
Eines unmöglichen Mimen, Einsamkeit die Strafe einer Welt,
Die sich in ihre ferne Abwesenheit zurückzieht, zerbrochen
Die Gewissheit eines Wirklichen, gehalten im Wort, unbotmäßig und frei
Was keinen Namen hat, fliehend, vom Horizont verschlungen, der dort schweigt,
Die Hände strecken sich, ausgehöhlt vom Verzweifeln, um die Dinge zu fassen,
Unfassbar, was im Schweigen verloren geht, Nichtigkeit des Wortes!
Das Denken zerreißt sich am Unnennbaren, eine zerbrechliche Rinde
Davongetragen von den Fluten einer Flut ohne Ufer, ohne Schicksal, Abgründe!

Der Mensch, besiegt von seiner Not, legt sich aus auf das Grab der Sprache, kalt,
Er hebt zum Himmel eine letzte Hand, Gruß an die Welt, ein Abschied
An den Fremden, den er nicht kennt, und dann, enteignet, ruiniert aller Güter,
Er dreht sich um, umarmt die Erde, wo das Wort liegt, letzter Kuss
Für den, der geht, im Morgengrauen eines Abschieds, im Sterbehaus der Träume,
Seine Lider, schwer, sinken auf sein Nichts, es ist der Tod, der naht,
Dunkel und schwingend seine glänzende Klinge im grauen Licht der Dämmerung,
Auf einem kalten Stein wartet die Schwester mit Augen, zerstoichen von den Dornen
Eines buschlosen Strauchs, ohne Seele, ohne Glut, ohne Versprechen, Gefängnis des Engels,
Oben das Lied des Bruders, Flüstern, und der Mensch, so leer wie seine Worte,
Er erhebt sich vom Grab...

HINTER VERSCHLOSSENEN TÜREN DER SEELE

Es genügte ein Wort, nur eins, ein Loch in der Sprache,
Und die Zeit zerbrach, Bruch, da fiel ich
In die Höhlung meiner Seele, ein Ei ohne Tür und
Ohne Fenster, Finsternis, und ich, leerer als alle
Einsamkeiten, gleitend an schlüpfrigen Wänden hinab,
Tauchte in den Sumpf der Schatten, verzehrt von
Der Angst, Schwindel, Asche, die am Rand des
Schlammes hängt, steifer als der Tod, Ödipus mit
Ausgestochenen Augen, abwesend die Welt und geplündert mein Gedächtnis,
Gewichtlos mein Körper, seiner Hände beraubt, ein Stein
In einer Rassel, die keinen Laut gibt, ein Glück
Der Tod, der mein Blut gefrieren ließe; eine Chimäre die Erlösung:
In diesem Refrain, Hinterzimmer der Seele, gibt es den Tod nicht
Und das Leben... auch nicht!

Stammeln! Wenn das Wort stottert, dehnen sich
Die Silben und wiederholen sich, Litanei eines Windes, der
Am Hügel stirbt, die Wörter sind Meineide, die von innen
Bersten; die Sprache hat ihre Bresche verstopft, ich bin
Ihr Gefangener, gleitend zwischen den Zeilen, Unschuld flieht

Die tiefe Nacht jedes Vokabulars, Schwärze der Wörter
Ausgestreut durch das Sagen, jedes Wort ist ein Nebel,
Undurchsichtigkeit, ein Leichentuch gewebt aus all dem Falschen, Enteignung
Des Seins, gelöst im Schein, die Worte sind nur
Der Speichel, der von unseren Lippen fließt, Viskosität eines
Spuckens auf die Welt, Schweigen! Wozu das Wort
Wenn Leben ein Spiegel ist, wenn die Seele nur noch ein
Ei ist, ohne jedes Außen, eine innere Abwesenheit,
Ein Nichts, das allein noch widersteht, nicht einmal ein Schrei, die Seele
Ist eine verhüllte Rolle, ihres Zentrums entkleidet.

Die Sprache ist ein Ei meiner Seele, faulend, Gefängnis
Aus Eisen, Rätsel, dessen Schlüssel uns fehlt, man wollte
Es lösen, die Stäbe wegrücken, Sprechen hat uns die Hände abgeschnitten;
Über den Strom gebeugt, der die Welt fortträgt,
Woran sich halten, was man nicht fassen kann, die Ufer
Der Sprache haben keinen Griff, keine Erhebung, nicht einmal
Einen Halm, nur Asche, das Ausgleiten des Daseins.
Und die Seele möchte fliehen, doch sie hat keine Füße, noch
Wurzeln, worin sie sich verankern könnte, so taucht sie
In das Magma des Sagens, Auflösung der Dinge im
Ununterscheidbaren, die Namen zerdrückt unter der Tragweite der
Worte, man stirbt immer im Singular.

Und das Ei, von den Wassern fortgetragen, rollt weiter,
Ein Wrack auf den Fluten unseres Sagens, treibend
In die Ferne eines Meeres, das alles verschlingt in den Kiefern
Des Gleichen, wo jeder zum Anderen wird, Neptun hat
Aus der Welt ein Identisches gemacht, alles gefroren im Wenigen,
Das man davon sagt. An einem unbekanntem Strand ist mein Ei
Gestrandet, wie eine Flasche, die eine Botschaft trägt,
Ein Rätsel, eine Frage; die Flut zieht sich zurück und überlässt
Meine Träume dieser Wüste, die niemals benannt war, ein Anderswo

Jenseits jedes Lexikons, das Einzige, das dem Wörterbuch fehlt, ein
Neues Loch in der Sprache, ein Riss und das Ei, das mich
Festhält, dem Unbekannten ausgeliefert, hebt sich aus dem Sand, wo es
Ruhete, Erschütterungen und Vibrationen, meine Seele ein Ort plötzlich
Von Resonanzen, die Schale erzittert und dann bricht sie und öffnet mich
Endlich dem Horizont eines neuen Landes; wer ist er, der Wohltäter,
Der dieses Ei zerbrach, das mich der Welt beraubte? Eine leidende Seele,
Mir gleich? Ein Wort, abgenutzt, vom Lauf der Sprache poliert?
Vielleicht ein anderes Wort, das kein Mensch je ausgesprochen hat? Dann
Höre ich, vergessend meine eigenen Worte, das Zuhören, wie es die Welt spricht.

DIE ZEIT DES ANDEREN

Am Rand der Tränen sitzend, erwarten wir den letzten Augenblick,
wo nichts mehr zu erwarten ist, brutale und unabwendbare Wirklichkeit, das Ende,
am Rand der Zeit sitzend wie Wächter ohne Horizont,
Die Tapferen, ohne Hoffnung auf ein erlösendes Licht, Finsternis.
Die Tage dehnen sich in einer hohlen Wache, die Stunden zerbröckeln
Auf dem Zifferblatt, und jeder Atemzug, schon zermalmt von der Abwesenheit, die
Sich ankündigt, ist nur noch eine Figur, die man verschiebt auf dem Schachbrett,
Regellos, von unvorhersehbaren Zuckungen, Schach dem König und tot
Die Dame, in Trümmern die Türme, liegend die Bauern und die Springer, die Narren,
Erschöpft, ziehen sich zurück in einen Sieg, der niemals sein wird, niemals!
Man möchte wohl noch daran glauben, einen letzten Zug versuchen, den Bauern, der
Noch steht, am Rand des Schlachtfelds,
Doch die Partie ist beendet, ohne Ausweg, der König liegt da und erwartet
Sein Ende nicht mehr, überfallen von unmöglichen Rückschlägen, ausgestreckt wie ein
Bach, der im Meer ertrinkt, seine Wellen schüttelnd wie eine
Puppe ihre Hände, gehalten an Fäden, die eine andere
Hand bewegt, die Hand der Evidenzen, ausgestreckt zum Staub, gleitend
In das Schlüpfrige eines unausweichlichen Abgrunds, ohne Lachen und ohne
Leidenschaft, nur Reue, wenn der Weg endet im Gestrüpp, ein letzter Schritt,
zu viel, denn er wird nicht kommen.

Das Warten ist ein stummes Gebet, ins Gesicht der Abwesenheiten geworfen,
Die Hoffnung, noch, auf einen unmöglichen Frieden, der unsere Ängste brechen würde,
Doch er, er braucht es nicht mehr, er ist schon dort drüben, weiter als
Alle unsere Hoffnungen, eingetaucht in das Licht, das uns entgleitet,
Blinde, zerstreut in der Nacht unserer traurigen Gedanken, irrend
In der dunklen Nacht, die den Tag schließt, öffnet sich das Grab, kalt,
Unserer Abschiede, ein Schrei an den Lippen und der Tod auf dem Herzen,
Unsere Blicke wenden sich ab, gebeugt vom Unerträglichen, geneigt
Über die Wüsten der Seele, den Abgrund unserer Niederlagen durchforschend, wenn
Die Ehre den Schatten gehört, uns aber die Medaille der Besiegten.

Und doch, o Rätsel im Herzen eines Lebens in Tränen...

Die Nacht löscht die Welt nicht aus, sie nimmt sie in ihre Arme,
Tröstet sie von ihren kleinsten Schmerzen und in der Umarmung der
Dämmerung, erschöpft vom Tag, findet die Welt endlich ihre Heimat;
Von Geheimnissen und Freude die Schwester, unschuldig im Mondlicht, und wenn
Die Rinde der alten Eiche sich spaltet, kehrt zurück, im Flüstern, der Gesang des Bruders.

LEBEN IST TOD

« Und wir: immer und überall Zuschauer, allem zugewandt und es nie überschreitend. Wir sind davon zu voll. Wir ordnen. Alles zerfällt. Wir ordnen es von neuem, und wir zerfallen selbst.

Wer hat uns so umgewendet, dass wir, was wir auch tun, immer die Haltung dessen haben, der geht? Wie auf dem letzten Hügel, der ihm noch einmal das ganze Tal zeigt, er sich umwendet, innehält und verweilt – so leben wir und hören niemals auf, Abschied zu nehmen.

»

(Rainer Maria Rilke, *Duineser Elegien*, fünfte Elegie)

Ist die Zeit ein Mörder? Aus dem Tod ist unser Leben gewebt,
Wir sterben unaufhörlich, jeder Augenblick ist ein
Abschied, und auf dem Weg nach morgen wendet sich der Mensch um, seine Gestern sind
Kreuze,
In den Friedhof seiner Geschichte geschlagen, der Tod hängt sich an unsere

Schuhe, Schatten der Vergangenheit, die wir hinter uns herschleppen, jedes Leben ist
Ein Hindernis für das Licht, das es nie durchdringt, hinter dem, der geht, bleiben nur
Die Spuren seiner Schritte, Abdrücke eines Menschen, schon weiter,
Zu weit vielleicht, und die Toten folgen einander wie eine Furche,
Gegraben ins Feld der Vergangenheit, das Leben ist ein Bach, den sein Strom trägt,
Steine und Kiesel säend in einem Bett, das unsere Erinnerungen entblättern.

Tot ist das Leben, das unsere Leiden zählt, jede Wunde ist tödlich,
Es bleiben nur die Narben, vom Zeitfaden zusammengenäht, Überreste unserer
Begegnungen, unserer Stöße, unserer Schwächen, unserer falschen Agonien;
Und wir gehen weiter, unter der Last des Bündels all dieser Verzicht,
Wir gehen den Sternschnuppen entgegen, die in der Nacht unserer gestrigen Nächte
aufflammen,
Ein Rosenkranz von Toten, der durch unsere Finger gleitet,
Gebet eines Menschen, der sich über den Sarg seiner beschwerten Existenz beugt, das
Verbergen
Unserer Fragmente, verstreute Splitter eines Spiegels, der stets bricht,
Ohne Spiegelbild, ohne Bild, nur Erinnerungen, die wir mit
Träumen bekleiden, so sterbend bei jeder Seite, die wir umblättern – haben wir je gelebt?

Ist es eine Büchse der Pandora, wo sich die Schicksale kreuzen, und mit ihnen die Toten,
Wo Blicke vorbeiziehen, die jeder Augenblick schließt, wäre die Geschichte die Menge
Aller Auslöschungen, das Leben eine Oration in einem namenlosen Friedhof,
Das Eingraben des Einzelnen in ein uns gemeinsames Grab, ein
Grabmal für jeden, wenn er zu niemandem wird, wenn jede Spur
Vom Sand zernagt und dann im Vergessen verweht wird, das uns der Tod teilt,
Dass Leben ein Sterben im Plural ist, dass jedes Gedächtnis ins Identische versinkt,
Das Leben wäre das Ende aller, ein Verschleiß, der die Gesichter löscht, ein Beinhaus,
Wo sich die Toten mischen, überlagern und dann unter dem Gemeinsamen verschwinden,
Der Tod macht jeden zu den anderen, wenn er keine Haut mehr hat, nur noch Knochen.

Die Toten reden nicht mehr, jede Rede wird von der Erde verzehrt,
Die Sprache zerfällt, die Wörter sind Staub am Rand
Der Lippen, die Gebete stürzen ein an den Schwellen der Kirchen, vergeblich,

Die Laute hallen kaum in den Särgen, leere Kästen,
Die Buchstaben, verrottend, stranden wie die Zähne eines Greises,
Abgenutzt vom Zuvielgesagtsein, oder schlecht vielleicht, das Wort ist eine
Höhle wie alle Schädel, wenn der Wind darin pfeift, eine enttäuschte Flöte,
Ein Murmeln der Erde, die alle Körper frisst,
Knochen, die aneinanderstoßen unter der Schwere der Zeit, unter
Dem Stein, der den Lebenden den verbirgt, der aufgehört hat zu sein.

Aus dem Grab keimt nichts, der Stein ist stumm und ohne Gesicht
Und darunter gebleichte Knochen, hohle Steine ohne Echo und ohne
Gedächtnis, die Namen verschwinden wie Regen im Staub,
Das Leben ist ein Sterbehaus, es reiht all unsere stillen Tode,
Es friert die Zeit ein wie einen Splitter im Stein, Schweigen des Pendels,
Das keine Augenblicke mehr kennt, der Tod trägt die Uhren fort, es bleibt nur
Ein Gegenwart von ewiger Abwesenheit, die Leichenwagen ziehen vorüber mit unseren
Mageren Vergangenheiten, langsam bis zu den Orten des Vergessens, diesen Gruben, aus
denen
Man nicht zurückkehrt, auf dem Dach leuchtet ein Licht, es wacht über den, den man
fortträgt.

DER TOD IST AUCH EIN LEBEN

Tod ist auch ein Leben, nicht aus Finsternis, sondern aus zähem Humus.
Was fällt, nährt; was schweigt, befruchtet das Wort der Dinge.
Eine verschwundene Hand wird Wärme im Stein in der Sonne.
Die Haut gibt ihr Hell-Dunkel den Blättern zurück, die auf dem Wasser zittern.
Die verlorene Stimme löst sich auf in einem Wind, der unseren Namen kennt.
Der leere Stuhl verändert den Tisch: er öffnet einen atmenden Raum.
Im Boden nehmen Samen die Folge auf, ohne nach Erbschaft zu fragen.
Das Brot, das wir brechen, erinnert sich an andere Handflächen, an andere Ähren.
Die Welt hat Vorräte an Abwesenheit, die mehr arbeiten als wir.
So wirkt der Tod, und der Schatten dient wie ein stiller Arbeiter.

Es gibt eine Polyphonie unter der Erde, ein Raunen der Wurzeln.
Die Toten sprechen ohne Stimme, durch den Geschmack der Früchte und die Farbe der
Abende.
Sie sagen nichts, und doch artikuliert ihr Schweigen unsere Schritte.
Die leere Stelle ist kein Nichts: sie ist der Ort, der die Gesten möglich macht.
Dort legt man ab, was man nicht tragen kann, und geht leichter von dannen.
Die Namen legen sich nieder, aber die Gegenwart, gelöst von den Namen, bleibt.
Man erkennt jemanden an der Art, wie der Wind eine Weide biegt.
Oder am Lachen eines Kindes, das plötzlich eine alte Zeichnung neu macht.
Die Toten wiegen nicht mehr: sie stützen sanft unseren Rücken.
Sie halten mit uns den Horizont, damit sich der Weg öffnet.

Mit den Toten zu leben heißt, eine Ökonomie der Aufmerksamkeit zu lernen.
Nicht die blaue Tasse am Morgen anstoßen, das Licht darin zittern lassen.
Einem Wasserkocher zuhören, wie man einem Freund am Fenster zuhört.
In den Garten gehen, um das Salz zurückzugeben, das man der Erde genommen hat.
Wissen, dass Schaufel und Vogel durch unseren Arm miteinander sprechen.
Nicht verwechseln: bleiben heißt nicht sich klammern; halten heißt verbinden.
Worte wählen, die zurückgeben, nicht solche, die noch nehmen.
Durch die Tür gehen und die Schwelle grüßen, damit sie Erinnerung bewahrt.
Die Lampe anzünden, ohne die Nacht zu vertreiben, sie höflich einladen.
Aus dem Ende eine Kunst machen, und aus der Kunst eine Form der Sorge.

Nichts kehrt gleich zurück, doch alles kehrt anders wieder, treu.
Das geliebte, verlorene Gesicht wird eine Weise, die Welt zu sehen.
Es erscheint wieder in der Behutsamkeit einer Geste, in der Sanftheit eines „Komm“.
Es ist kein Jenseits: es ist das Innere, das sich wie eine Lichtung erweitert.
Die Glocke, die im Dorf läutet, ruft nicht: sie sammelt die Zeit.
Wir zählen die Stunden nicht, um sie zu besitzen, sondern um sie vorbeiziehen zu lassen.
Der Tod unterbricht hier nicht; er transponiert, er verändert die Tonhöhe.
Und unsere Stimme, um einen Ton gesenkt, trifft besser die Stimme der Welt.
Dann singen wir tiefer, wahrer, auf der Höhe des nassen Grases.
Tod ist auch ein Leben: er stimmt das Instrument auf die Jahreszeiten ein.

Eines Tages werden wir der Humus von jemandem sein, eine Wärme in seinem Stein.
Wir werden Regen sein auf seiner Müdigkeit, und Klarheit in seinen geputzten Fenstern.
Wir werden die Geduld einer Tür sein, den Frieden einer Bank am Wasser.
Wir werden der Mut eines Kindes sein, das einen zu weiten Hof überquert.
Wir werden der rechte Schatten sein, damit er den Weg besser sieht.
Wir werden der Raum sein, der im Satz gelassen wird, damit ein anderer atmen kann.
Dann wird das Leben weiter sterben und geboren werden, ohne sich zu widersprechen.
Und man wird verstehen, dass Lieben heißt, diesem doppelten Gang zuzustimmen.
Wir werden unsere Schlüssel dort niederlegen, wo andere sie aufnehmen können.
Und die Tür wird sich leicht öffnen, auf ein neues Zimmer der Welt.